

.....was nicht aufgeschrieben ist, wird vergessen,
als ob es nie geschehen wäre

Erhard Wien

Rudis Lebenserinnerungen

geb. 28. November 1914

gest. 10. Dezember.2007

Diesen Text stellte mir mein Bruder Rudi einmal zum Kopieren zur Verfügung, um ihn eventuell an geeigneter Stelle zu verwenden. Er wurde von mir durch Anmerkungen und Illustrationen ergänzt.

Teil 1

Frühe Kindheit bis zur Militärdienstzeit

Rudolf Hoppe

Erinnerungen

Vorbemerkungen

Ich habe in meinem Leben viel geschichtlich Bedeutsames erlebt, aber doch wohl nichts Außerordentliches geschaffen, was in die Annalen der Geschichte eingehen müsste. War ich doch nur eine der vielen kleinen Ameisen, die von unsichtbaren Mächten und von unbekanntem Gesetzen getrieben, emsig, ihr, Lebenswerk verrichten. Wie sie habe ich mich bemüht, meine Pflichten gegenüber den Mitmenschen zu erfüllen. Das gab mir bisher nie Anlass, etwas über mein Leben aufzuschreiben.

Nun haben mich, aber junge Menschen gar oft gefragt, warum wir so vertrauensselig, dem Hitler nachgefolgt seien, wie wir die Schandtaten der Nazi hätten dulden können und uns ohne Widerstand in den Zweiten Weltkrieg hätten führen lassen. Vielleicht können Ausführungen darüber, wie ich meine Zeit erlebt und betrachtet habe, Antwort auf solche Fragen geben. Ich glaube, dass sich im Einzelschicksal die Geschichte einer Zeit am sinnfälligsten widerspiegelt. So kann vielleicht die Darstellung meines Lebenslaufes zur Veranschaulichung, unseres Jahrhunderts beitragen.

Damit widme ich diese Niederschrift meinen Enkeln, auf dass sie ihnen ein lebendiges Bild meiner Zeit liefere und einen kleinen Beitrag zu ihrer Willensbildung leistete. Denn Geschichte studieren heißt sein Gedächtnis über das eigene Erleben hinaus erweitern Und damit Maßstäbe für das eigene Wollen und Handeln gewinnen.



Rudi mit seinem Vater und seinen Enkeln

Da ich keine Aufzeichnungen über meine Erlebnisse besitze und mich ganz auf mein Gedächtnis verlassen muss, mag manches lückenhaft, anderes unwesentlich erscheinen. Man bedenke aber, dass diese Niederschrift eine Reise in die Vergangenheit bedeutet, und auf einer Reise schaut der eine hierhin, der andere dorthin. In diesem Sinne möge jeder die Geschichte meines Lebens begreifen und sich daran bereichern.

Frühe Kindheit in Obernessa,

Ich bin am 26. November 1914, also in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges, in Obernessa, einem kleinen Dorf von etwa 500 Einwohnern. am Rande des Zeitz-Weißenfelder Braunkohlenreviers und inmitten der fruchtbaren Lößebene der Halle-Leipziger Tieflandbucht, geboren. Ein reiches, aber kein schönes Land ! Am Horizont rauchten die Schlote der Brikettfabriken. und ratterten die Bagger der Tagebaue, und um das Dorf breiteten

sich üppige Weizen- und Zuckerrübenfelder aus. So bestand die Hälfte der Einwohnerschaft aus Industriearbeitern, die andere Hälfte aus Bauern und ihren landwirtschaftlichen Dienstleuten.



Elisabeth, geb. Loebel, Vaters 1. Frau
Sie starb drei Tage nach der Geburt
ihres Sohnes Rudolf am Kindbettfieber.
Rudolf geboren am 26.XI.1914

Auf dem Hof meiner Großmutter Loebel, unter der Fürsorge von Tante Marie wuchs ich als kleiner Bauernjunge auf. Meine Mutter war drei Tage nach meiner Geburt an Kindbettfieber gestorben. Sie soll ein sehr lieber Mensch gewesen sein, von jedermann geliebt.

Vater, dessen erste Lehrerstelle in Obernessa gewesen war, wo er meine Mutter geheiratet hatte, der aber dann nach Halle versetzt worden war, war gleich zu Beginn des Krieges eingezogen worden, in der Marneschlacht verwundet und in französische Gefangenschaft geraten. Ich sollte ihn erst 1920 kennenlernen.

Derweil spielte Tante Marie die Mutterrolle. Ich habe sie heiß geliebt wie meine leibliche Mutter. Sie leitete den Bauernhof; denn, Onkel Kurt und Albin waren ebenfalls an der Front. In Tantes Obhut wuchs ich inmitten Knechten, Mägden, Pferden, Kühen und allem anderem Vieh zu einem kräftigen, etwas tollpatschigen Jungen auf, dem die Kriegsentbehungen, vor allem der Hunger der Stadtkinder erspart blieb. Seine thüringisch-sächsische Mundart brachte ihm später manchen Spott der Schulkameraden ein, so dass er sich mehr zu einem schweigsamen als besonders redengewandten Kind entwickelte. Meine Gedanken und Spiele kreisten um die Hof- und Feldarbeit. Das liebste Spielzeug war ein Schaukelpferd mit echtem Fell, das auf Rädern lief. Großvater Hoppe, Sattlermeister in Weißenfels, hatte es mir zu meinem ersten Geburtstag geschenkt, und Onkel Albin der aus Alters Gründen aus dem Krieg kam, hatte mir Wagen, Egge und Walze gebaut. Damit konnte ich wie ein richtiger Bauer aufs Feld fahren, es bestellen und abernten. Kein Wunder, dass ich später Bauer werden wollte. Wenn die Bauern bei der Aushebung von Kriegspferden auf dem Dorfplatz ihre Pferde vorstellen mussten, stand ich mit meiner Schecke in Reih' und Glied und bangte, dass mein Stolz in den Krieg ziehen musste.



Marie Loebel, Vaters 2. Frau, Erst Tante
und Ziehmutter, dann 2. Mutter für Rudi

Mein ständiger Spielkamerad war Walter Schäfer, einer der 17 Kinder der Familie Schäfer aus dem Nachbarhaus, einer kleinen Kate. Bei schlechtem Wetter, das uns ins Haus zwang, war ich mehr unter diesen Kindern als zu Hause und spielte mit Walter und den jüngeren Geschwistern. Wenn „Mama“ Schäfer sie durchwackelte, bekam auch ich mein Fett; ab. Die älteren Kinder

arbeiteten auf unserem Hof als Knechte und Mägde.

Walter war, recht herrschsüchtig und versuchte, uns zu kommandieren. Er musste immer das beste Spielzeug haben. Besonders wenn er rabiät gegen die Jüngeren wurde, empörte sich mein soziales Herz, und obwohl er etwas älter und stärker als ich war, gab es oft Klopperei. Zehn Jahre später durfte er sich nicht mehr an mich heranwagen. Vielleicht habe ich hier gelernt, mich für Schwächere einzusetzen. Sicher habe ich in dieser Familie gelernt, die Probleme einfacher Leute zu achten. Denn Schäfers waren arm. Die Kinder mussten zu zweit und dritt in einen Bett schlafen und gingen noch im Herbst barfuss in Holzpantoffeln.

Obwohl Walter und ich recht verschieden geartet waren, hingen wir zusammen wie die Kletten. Wenn wir uns gezankt hatten, waren wir nach spätestens einer Stunde wieder ein Herz und eine Seele.

Vom Krieg habe ich nicht viel in Erinnerung. Lebendig stehen mir die russischen Kriegsgefangenen, vor Augen, meine besonderen Freunde. Wissend, dass auch mein Vater in Kriegsgefangenschaft war, fühlten sie sich mit mir schicksalsverbunden. Ich durfte auf ihrer Unterkunft zuhören, wenn sie ihre Lieder sangen, und stolz durfte ich ihre Soldatenmütze aufsetzen.

Ab und zu kam der Dorfgendarm, um die Plomben am Butterfass zu kontrollieren. Tante Marie hatte da hochrote Backen; denn der Gendarm durfte ja nicht merken, dass sie heimlich die Plomben geöffnet und gebuttert hatte. Ihre Dienstboten und Tagelöhner brauchten eine kräftige Kost!

Als 1918 die Revolution ausbrach, marschierten einige Matrosen und Feldgraue mit roten Armbinden durchs Dorf, um den Bauern die Gewehre abzunehmen. Ich sehe sie noch an Schäfers Haus vorbeigehen und Schäfers „Papa“ zurufen: „Jetzt sind wir die Herren!“ worauf der „Papa“, eigentlich ein eingefleischter Sozialdemokrat, meinte: „Ihr hättet den Arsch dazu!“ Als in Weißenfels um die Saalebrücken gekämpft wurde, durften wir nicht aus dem Haus. Wir waren enttäuscht, dass es gar nicht in der Nähe krachte. In Weißenfels aber gab es Tote. Kärmer Robert, einer der Ärmsten im Dorf, holte sich dort vom Fleisch der getöteten Pferde.

Das dörfliche Leben, die Einbettung in die bäuerliche Gemeinschaft, die zumindest auf dem Hof Loebel keinen Unterschied zwischen Besitzer und Knechten, weder bei der Arbeit noch am Tisch, kannte, haben nach meiner Ansicht mich nachhaltig geprägt. Vielleicht wäre ich in städtischer Umgebung etwas gewandter geworden, sicher aber nicht so verbunden mit einfachen Menschen und sicher auch nicht so kräftig und gesund, wie zu sein ich bis ins Alter das Glück hatte.

Schulzeit in Halle

Im Spätherbst 1920 fuhr ich mit Onkel Kurt in der Kutsche zum Bahnhof, um meinen aus der Gefangenschaft heimgekehrten Vater zu begrüßen. Tante Else aus Weißenfels hatte sein Kommen angekündigt. Er sähe mit seinem Spitzbart zum Fürchten aus, ich solle ihm aber trotzdem um den Hals fallen, auch wenn es stachele. Hatte ich eine Angst! Dennoch entschloss ich mich zum Heldentum und machte mich an der Sperre sprunghoch zur Umarmung des fremden Mannes. Aber welche Enttäuschung: Der Bart war ab, und ich konnte kein Held sein! Leider hat sich die Fremdheit Vater gegenüber in der Schulzeit nie

ganz verloren. Zwischen uns stand vieles, was wir beide nicht überwinden konnten. Da war zunächst die bange Frage: Muss ich mit dem Mann nach Halle ziehen? Muss ich fort von Tante Marie?

Einschub und Anmerkungen zu unserem Vater

Unser Vater und sein erster Sohn Rudi hatten unwahrscheinlich viel gemeinsam. Sie hingen sehr aneinander und waren doch immer wieder voneinander enttäuscht. Damit hatten nicht zuletzt die durch den Krieg bedingten Umstände etwas zu tun. Mein verstorbener Bruder Rudi beschreibt davon einiges im Folgenden sehr gut. Außerdem vertrugen sich zwei der wesentlichen Charaktereigenschaften unseres Vaters, „ein ausgeprägter Gerechtigkeitsinn und seine Veranlagung zum Choleriker und Jähzorn“ oft nicht miteinander bzw. mit seinem ersten Sohn.

Wir leben heute in einer Zeit, in der historisches Bewusstsein immer mehr verloren geht. Das klingt fast unglaublich, zumal wir heute in einer Fülle von Informationen nahezu ertrinken. Historisches Bewusstsein bildet sich vor allem durch mündliche Traditionen. Solche mündliche Traditionen und Überlieferungen wurden und werden immer noch bei uns verdrängt und durch ideologisch geprägte Darstellungen ersetzt. Damit wurde das Tor zur Meinungsmanipulation weit geöffnet, was bei uns u. a. die Angehörigen der Opfer des 20. Juli 1944 erfahren mussten. So hat es nicht im Interesse von Historikern gelegen, die Verhältnisse nach 1918 in Deutschland durch Befragen von Zeitzeugen zu erhellen. Noch weniger Interesse zeigten daran die Inhaber der Lehrstühle für politische Wissenschaften. Diese nach 1945 eingerichteten Lehrstühle waren durchweg links orientiert und ersetzten die realen Erlebnisse der Bevölkerung durch ideologische Darlegungen ganz im Sinne einer marxistischen „objektiven Wahrheit“. Konkrete Untersuchungen der Vorgänge von 1918 ff. wurden in großer Breite durch ideologisch gefärbte Einstellungen und politische Gefälligkeitsadressen ersetzt.

Wesentlichen Einfluss auf die Haltung unseres Vaters hatten seine Kriegserlebnisse. Über die hat er anscheinend nur mit mir, seinem dritten Sohn, häufiger gesprochen. Das lag wohl vor allen daran, dass ich ihn immer wieder bis in sein hohes Alter danach gefragt habe. Manches von seinen Erzählungen würde mancher heute als Propaganda abtun. Ich selbst habe mich in jungen Jahren gefragt, ob das wohl alles so stimmt, was mein Vater mir da erzählte. Als Student ging ich seinen Erzählungen vor allem in französischen Akten usw. nach. Wenn ich fündig wurde, musste ich fest stellen, unser Vater hatte in seinen Erzählungen nie übertrieben. Vielfach hatte er eher zu wenig gesagt. Leider ging unser Vater nie auf meine Anregung ein, seine Erlebnisse zu Papier zu bringen. Deshalb will ich aus diesen Erzählungen nur einiges von dem niederschreiben, was die Lebenshaltung und Verhaltensweise seinem ältesten Sohn gegenüber und dann seiner Familie sehr stark mitbestimmt hat und was mir in Erinnerung geblieben ist. Manches bedrückte ihn noch im hohen Alter von 100 Jahren.

Mi dem Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde unser Vater sofort mobilisiert. Am Abend vor seiner Abreise setzte er sich ans Klavier und spielte. Seine hoch schwangere Frau weinte in ihr Taschentuch und sagte: „Ich sehe meinen Rudel nie wieder.“ Auch die letzte Schwester unseres Vaters, die Tante Else aus Weißenfels, war bei diesem Abschiedsabend zugegen. Er kam an die Westfront, wo er den Durchmarsch durch Belgien im Range eines Vizefeldwebels mitmachte, Während der Marneschlacht im September 1914 wurde er schwer verwundet und er geriet in französische Gefangenschaft.

Seit Kriegsbeginn ist er mehrfach mit knapper Not dem Tode entkommen. Es begann schon beim Vormarsch durch Belgien. Als Zusatzverpflegung hatte er sich unterwegs eine Dose Ölsardinen gekauft und in seinen Tornister gesteckt. Als er sie abends genussvoll öffnen wollte, sah er, eine Gewehrkugel hatte die Sardinenbüchse getroffen und das Öl war in den Tornister ausgelaufen und seine Sachen durchtränkt. Das schien unseren Vater damals mehr erbost zu haben als die Gewehrkugel, die ihn fast getötet hätte. Da erst stellte er fest, die Gewehrkugel war von vorn gekommen und zwischen Brust und Oberarm hindurchgegangen, bevor sie in seinen Tornister einschlug und die Dose Ölsardinen zerfetzte.

Das nächste Ereignis ließ nicht lange auf sich warten. An einem Abend wurde seine Truppe in einem Ort (den Namen hatte unser Vater vergessen.) einquartiert. Unser Vater bekam in einem Haus ein leeres Zimmer zugewiesen. Er besorgte sich ein Feldbett, das er in eine Zimmerecke stellte. Während seine Leute sich schon einmal „hinhalten“, hatte unser Vater als Vorgesetzter sich noch um etliches zu kümmern. Das war sein Glück. Während seiner Abwesenheit zerschoss ein Schütze vom nahen Kirchturm durch das geschlossene Fenster das Bett unseres Vaters. Bei dem Schützen handelte es sich um den katholischen Pfarrer.

Unser Vater wurde mehrfach als Spähtruppführer eingesetzt. Obwohl er dabei im Sinne des späteren Dritten Reichs einmal eklatante Befehlsverweigerung begangen hatte, erhielt er von dem verantwortlichen General gerade dafür eine außerordentliche Belobigung und auch das Eisene Kreuz wurde ihm nicht versagt. Bei einer dieser Spähtruppunternehmungen weit vor den eigenen Linien rastete er einmal mit seinen Leuten in der Mittagszeit im Schatten eines Baumes, als unerwartet eine Granate mitten zwischen den sich Ausruhenden einschlug und mehrere von den Kameraden tötete bzw. schwer verletzte. Unser Vater blieb unversehrt, aber an dem Tod und der Verwundung von seinen Kameraden, für die er sich verantwortlich fühlte, hatte er lange schwer getragen.

In der Marneschlacht erlebte er, wie rücksichtslos sowohl von französischer wie deutscher Seite Menschenleben vergeudet wurden. Mein Vater hatte mit den beiden Zügen, die er befehligte Stellung bezogen. Außer den Karabinern besaß jeder Zug ein schweres wassergekühltes Maschinengewehr. Aus ihrer Stellung heraus konnte mein Vater beobachten, wie auf französischer Seite Truppen herangefahren und

noch innerhalb der Reichweite der deutschen Karabiner in der Stärke von zwei Kompanien ausgeladen wurden. Die französischen Offiziere ließen ihre Soldaten antreten und sich zu zwei Marschkolonnen formieren, die dann geradewegs auf die deutsche Stellung zu marschierten. Da marschierte der Tod in zehnfacher Übermacht auf die deutsche Linie zu, die Männer meine Vaters wurden unruhig und riefen ihm zu, er solle den Schießbefehl erteilen.



Sieg in der Marneschlacht 1914

Frankreich holte mit allem, was fahren konnte,
Truppen von der Südfront
zur Verstärkung nach Norden.

Unser Vater jedoch wartete ab und kommandierte: „Waffen sichern, Gegner im Visier behalten!“ Als der Gegner immer näher kam kommandierte er: „Waffen aufnehmen. Waffen gesichert halten. Gegner anvisieren!“ Dann folgte: „Visiereinstellung: 1. Zug 100 m; 2. Zug 150 m; Waffen gesichert halten.“ Erst als die französischen Offiziere in

etwa 100 m Entfernung den Befehl zum Angriff geben wollten, lautete der Befehl meines Vaters: „Waffen entschärfen, Feuer frei.“

Die Erinnerung an dieses Ereignis hat unseren Vater immer wieder maßlos erregt. Er bekam gefährlich glitzernde Augen wie im größten Zorn, so dass ich Angst vor ihm bekommen konnte und an seiner Schläfe fing eine Ader an, heftig zu klopfen. Es platzte dann aus ihm heraus: „Diese verantwortlichen Offiziere hätten vor ein Kriegsgericht gehört.“ Diese Reaktion mit der klopfenden Ader an seiner Schläfe zeigte unser Vater auch noch, als ich ihn etwa um seinen 100. Geburtstag herum noch einmal nach diesen Geschehnissen befragte.

Die deutsche Seite verurteilte unser Vater genauso. Nachdem er mit seinen Männern den Angriff abgewehrt hatte, erschienen später bayerische Jäger, die zum Angriff auf die französische Linie angesetzt wurden. Auch sie gingen aufrecht, jedoch in breiter Linie den Stützen in der Armbeuge langsam vor – „ein deutscher Soldat rennt und läuft nicht und er verkriecht sich auch nicht!“ – und wurden prompt einer nach dem anderen abgeschossen.

Dabei gab es im preußischen Militär schon Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges die Überlegungen, dass mit der fortgeschrittenen Technik und Mechanisierung der Kriegstechnik die bis dahin übliche Form der Kriegsführung, wie sie in ganz Europa gelehrt wurde, nicht mehr zu verantworten sei, weil sie viel zu viel Menschenleben kosten würde. Als der Weltkrieg ausbrach, war aber alles beim Alten geblieben. Die „Ideologen“ und Bürokraten hatten gegen die Praktiker das Feld behauptet. Bei Deutschlands Kriegsgegnern hatte man zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal über eine Änderung der Taktik ansatzweise nachgedacht.

In dieser Schlacht wurde unser Vater durch einen Granattreffer in die deutsche Linie schwer verwundet. Er wurde zu einem Sammelplatz und Notlazarett auf einem Bauernhof abtransportiert und dort neben der Hofeinfahrt neben vielen anderen Schwerverwundeten auf dem bloßen Boden abgelegt. Plötzlich rannten die Sanitäter und das Personal mit den Worten fort: „Die Franzosen kommen!“ und überließen die Schwerverwundeten sich selbst.

Erst nach Stunden erschienen französische Reiter, die sich aber nur nach wehrfähigen Männern und eventuell französischen Verwundeten umsahen und die deutschen Verwundeten nicht beachteten. Ebenso verhielten sich die übrigen französischen Soldaten, die später auf dem Sammelplatz erschienen. Erst am dritten Tage kümmerte man sich um die noch lebenden Verwundeten und transportierte sie ab. In der ganzen Zeit lag unser Vater unter freiem Himmel. Nur eine Französin, wohl eine Bauersfrau, war vorbeigekommen und hatte ihm etwas wenigstens Wasser zu trinken gegeben.

Doch die Pein ging weiter. Vor dem Lazarett wurde unser Vater zunächst im Freien abgestellt. Ein Franzose tanzte um ihn mit gezogenem Messer herum und drohte ständig. „Couper le coup, couper le coup.“ ((Den Hals durchschneiden, das war oft genug vorgekommen) und hielt ihm immer wieder das Messer an die Kehle. Die Herumstehenden und vor allem die danebenstehende französische Rotkreuzschwester wollten sich darüber totlachen. Der Spuk hatte erst ein Ende, als unser Vater ihnen seine ganze Verachtung ins Gesicht schleuderte. Er sprach ja akzentfrei französisch.

Im Lazarett zwischen lauter Schwerverwundeten retteten unserem Vater seine Französischkenntnisse wahrscheinlich wieder einmal das Leben. Der französische Stabsarzt ging mit seinem Gefolge von einem Verwundeten zum anderen und sah

sich die vielfach schon eiternden Wunden mit Hilfe seines Bestecks an, ohne beim nächsten Verwundeten das Besteck zu wechseln oder es zu desinfizieren. Unser Vater verbat ihm, mit diesem Besteck, mit dem der Arzt gerade die eitrigen Wunden seines Nachbarn untersucht hatte, seine Wunden damit zu untersuchen. Der Arzt und seine Umgebung lachten, was der „boche“ da wollte, und fragten ihn was er denn tun sollte. Unser Vater verlangte eine gründliche Desinfektion der Instrumente vor seinen Augen und dann gab er dem Arzt Schritt für Schritt Anweisung, was dieser tun sollte bzw. tun dürfte. Die französische Rotkreuzschwester ließ unser Vater nicht mehr an sich heran; stattdessen versorgte ihn eine feine Dame, die wohl als Freiwillige im Lazarett aushalf. Das französische Team empfand das alles als sehr belustigend; aber unser Vater überlebte als einziger von diesen Verwundeten.

In diesen zwei Fällen kamen unserem Vater seine hervorragenden Französischkenntnisse zu Pass. In seinem Steckbrief, der überall in Frankreich hing, als er zweimal aus der Kriegsgefangenschaft ausgebrochen war, stand in seiner Personenbeschreibung als hervorragendes Merkmal: „Il parle le français mieux que nous autres.“ (Er spricht französisch besser als wir Franzosen.) Er hatte vor dem Kriege Französisch studiert. Er ging zu Sprachstudien aber nicht nach Frankreich. Dort gab es massive Agitationen und Angriffe von Studenten, Bürgern und Behörden gegen deutsche Studenten. Die Universität von Grenoble besaß damals in dieser Beziehung einen traurigen und unrühmlichen Bekanntheitsgrad. Unser Vater ging deshalb nach Lausanne in die französisch-sprachige Schweiz; aber auch dort wurde er von französischen Studenten einzig und allein deshalb attackiert, weil er Französisch studierte.

Unser Vater kam dann in das Kriegsgefangenenlager auf der „Île Longue“ bei Brest. Dieses Gefangenenlager wurde 1914 zunächst zur Aufnahme von Zivilinternierten eingerichtet, die aber wie Kriegsgefangene behandelt wurden. Dann kamen auch sofort Kriegsgefangene dazu. Zu ihnen gehörten auch Kriegsgefangene aus der ehemaligen Kolonie Togo, die von den Engländern an die Franzosen überstellt worden waren. Einer von ihnen hat die Schrecken der französischen Kriegsgefangenschaft sehr gut beschrieben (Carl W. H. Doetsch, Kamina und das Los der Togogefangenen, Telefunken-Zeitung Nr. 19, Februar 1920, S. 29-41).



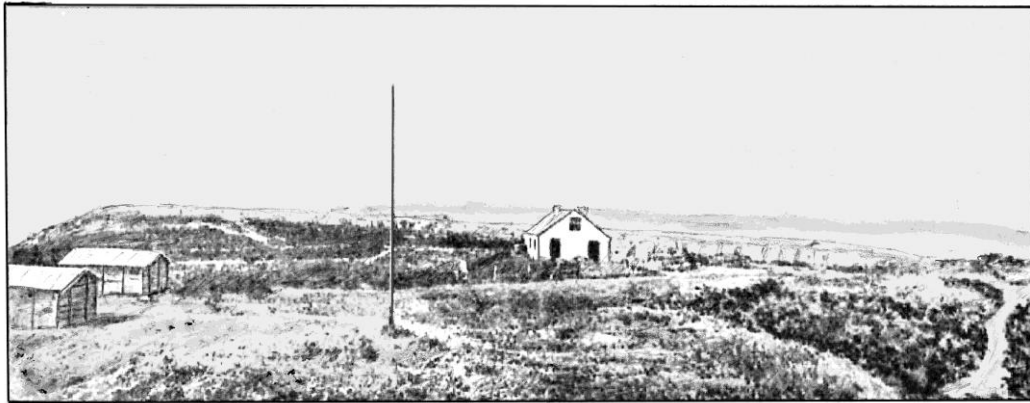
http://www.radiomuseum.org/forumdata/users/5100/TZ_4Jg_Nr19_1v1_v10.pdf.

Die Zivilinternierten (400 Deutsche und 250 Österreicher bzw. Ungarn) stammten von dem neutralen holländischen Passagierdampfer „Nieuw Amsterdam“. Nach Ausbruch des Krieges wollten diese Personen nach Deutschland zurückreisen. Es wurde ihnen zugesichert, sie würden auf dem neutralen Schiff unbehelligt bleiben und könnten beruhigt an Bord gehen. Im Kanal wurde der neutrale Dampfer von einem französischen Kriegsschiff gestoppt und der französische Kapitän verlangte von dem holländischen Kapitän die Auslieferung seiner Passagiere. Der holländische Kapitän willigte ein. Bei der Gefangennahme der Passagiere kam es zu erheblichen Verletzungen unter den Zivilisten. Im Jahre 1940 sollte man sich in Deutschland gut an das Verhalten des holländischen Kapitäns erinnern, der seine Neutralität nicht zu wahren wusste.

Etwas ähnliches ereignete sich ein Jahr später. Ein Passagierschiff des damals noch neutralen Italiens transportierte deutsche, österreichische und ungarische Passagiere, die über Italien ihr Heimatland erreichen wollten. Ein britisches Kriegsschiff versuchte den Italiener zu stoppen und der britische Kapitän verlangte

die Auslieferung der Fahrgäste. Der Italiener weigerte sich und signalisierte an das britische Kriegsschiff: „Sie müssen schon mein Schiff versenken, wenn Sie meine Passagiere haben wollen.“ Die deutschen und österreichisch-ungarischen Fahrgäste gelangten so unversehrt nach Italien und gingen in Livorno an Land und erreichten ihre Heimatländer. Auch daran erinnerte man sich 1940 in Deutschland.

Unser Vater wurde in dem Lager von den Gefangenen zum „Chef du troupe“ gewählt und hatte als solcher manchen Strauß mit der französischen Lagerverwaltung auszufechten.



Gefangenenlager auf der Ile Longue bei Brest. Gesamtansicht vom höchsten Punkt der Insel aus gesehen.

Quelle: Telefunken-Zeitung Nr. 19, Februar 1920, S. 35
(überarbeitet)

Eines Tages wurde er Zeuge, wie ein französischer Offizier einem der internierten Invaliden die Krücken wegtrat, weil dieser nicht vorschriftsmäßig militärisch begrüßt hatte. Der Mann war bei der gewaltsamen Kaperung von dem holländischen Passagierschiff so schwer verletzt worden, dass ihm beide Beine amputiert werden mussten. Der Mann stürzte die Treppe hinunter. Unser Vater schickte den Offizier mit einem Kinnhaken hinterher, der daraufhin wutentbrannt seine Pistole zog: „Dafür kann ich sie jetzt erschießen,“ brüllte er. Unser Vater antwortete ruhig: „Das können Sie, aber in der nächsten Minute sind sie tot.“ Die Gefangenen hatten um die Gruppe eine drohende Haltung eingenommen. Der Mann zitterte. Die französischen Wachsoldaten standen ungerührt daneben auf ihre Gewehre gestützt und grinsten. Ihnen war ihr Offizier, Typ unzufriedener Heimatkrieger, wie es ihn in allen Armeen gab, offensichtlich auch sehr unsympathisch. Sie rührten sich nicht, d.h. sie machten keine Anstalten, ihre Gewehre hochzuheben und der drohenden Haltung der Gefangenen entgegenzutreten. Diese Wachmannschaften waren in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen und auf Grund ihres schlechten Gesundheitszustandes über das Schweizer Rote Kreuz ausgetauscht worden mit der Verpflichtung, nicht mehr an Kriegshandlungen teilzunehmen. Mit ihnen konnte sich unser Vater im Gegensatz zu dem übrigen Wachpersonal gut unterhalten. Für sein Eintreten gegen die brutale Gewalt des Offiziers gegen einen Wehr- und Hilflosen bekam unser Vater dann wieder einmal Bunkerhaft.

Gut war das Verhältnis unseres Vaters zu den bretonischen Fischern. Er fragte sie einmal: „Warum seid ihr nicht so gemein zu uns wie die übrigen Franzosen. Sie gaben ihm zur Antwort: „Wir sind Bretonen, wir haben nichts gegen Euch.“ Einer der Fischer hätte unseren Vater nach Kriegsende sogar gern als Schwiegersohn gesehen. Dieser Fischer trat mehrfach diskret an unseren Vater heran, ob er ihm nicht wieder einmal eine Spitzhacke besorgen könnte. Unser Vater verschaffte sie ihm unauffällig.

Hart war es für unseren Vater, als er über das Rote Kreuz erfuhr, dass seine über alles geliebte Frau im Kindbett gestorben war. Er bat auf Urlaub auf Ehrenwort, was nach der Haager Landkriegsordnung Artikel 10 durchaus möglich gewesen wäre. Die Bitte wurde natürlich abgeschlagen. Daraufhin brach er zweimal aus dem Lager aus. Das war schwieriger, als man sich das heute vorstellt. Er durfte es nicht wagen, sich Zivilkleidung zu beschaffen. Bei einem Aufgreifen wäre er sofort als Spion erschossen worden.

Er trug also Uniform und schaffte es einmal quer durch Frankreich bis in den französischen Jura vor der Schweizer Grenze.

Nach der Haager Landkriegsordnung von 1907 und der Genfer Konvention von 1906 wurden für Kriegsgefangene eine menschliche Behandlung gefordert und in Beziehung auf Nahrung, Unterkunft und Kleidung eine Gleichsetzung mit den Truppen des Gewahrsamslandes verlangt. Es wurde ihnen sogar das Recht zugesprochen, wenn möglich zu fliehen, um die eigenen Linien wieder zu erreichen. Zu den Bestimmungen gehörte, dass Kriegsgefangene nicht gefesselt werden und der Willkür von irgendwelchen Personen ausgesetzt werden durften.

Unser Vater wurde nach seiner erneuten Gefangennahme an den Händen gefesselt, an einer Leine geführt und so zur Schau gestellt und der Willkür der Bevölkerung ausgesetzt. Die Proteste unseres Vaters und Hinweise auf die völkerrechtlichen Bestimmungen nützten ihm nichts. Zurück im Lager gab es natürlich wieder Bunkerhaft. Als „chef du troupe“ konnte ihn die französische Lagerleitung aber trotz allem nicht absetzen, auch wenn sie unserem Vater gegenüber nicht mit weiteren harten „Disziplinierungsmaßnahmen“ geizten.

Was die weitere Zukunft brachte, hat zwar das Verhältnis unseres Vaters zu seinem ältesten Sohn nicht mehr beeinflusst, sollte aber wegen des Gesamtbildes und der zeitgeschichtlichen Entwicklung nicht unterschlagen werden.

Nachdem meine Eltern 1958 aus der DDR in die Bundesrepublik Deutschland hatten fliehen müssen, kamen sie nach Warstein, dem Geburtsort meiner Mutter. Dort wurden sie in der beginnenden Verschwisterung (jumelage) mit der französischen Stadt St. Pol sehr aktiv. Auf beiden Seiten waren die Meinungen durchaus nicht einhellig. Es gab auf beiden Seiten Gegner einer Verschwisterung. So lehnte in St. Pol der ehemalige Chef der Résistance im Kriege, - ich kenne ihn nur unter dem Namen Ferdinand, - eine Verschwisterung glatt ab. Er kam aber trotzdem mit dem französischen Großaufgebot mit nach Warstein. Dort standen sich Deutsche und Franzosen zunächst etwas verlegen und nahezu sprachlos gegenüber. Viele der Deutschen waren im Kriege Soldat gewesen und waren vielfach auch in Frankreich stationiert gewesen.

Da brach es aus einigen ehemaligen deutschen Kriegsteilnehmern aus ihrer Erinnerung heraus: „Das waren (französische) Kriegsverbrechen. Der bzw. die gehörten vor ein Kriegsgericht.“ (Gemeint waren Kriegsverbrechen nicht nur aus dem Zweiten sondern auch aus dem ersten Weltkrieg.) Unser Vater musste das übersetzen. Mir blieb fast das Herz stehen. Es wurde echt „Tacheles“ geredet ohne Heuchelei und Selbstbetrug. Es wurden keine verschwommenen und unehrlichen Aussagen über die Vergangenheit gemacht, wie sie Politiker und Medien üben und noch üben.



Französische Freunde aus St. Pol
Jahr der Aufnahme unbekannt.

Rudis Lebenserinnerungen

Es wurde nichts unter den Teppich gekehrt. Danach wurde meines Wissens nach nie wieder über diese Dinge gesprochen.

„Jetzt ist es aus mit der „Jumelage“, dachte ich bei mir. Aber genau das Gegenteil passierte. Die Franzosen nickten nur mit dem Kopf. „Ja, so war das damals“. Damit war der Bann gebrochen und es entwickelte sich an diesem Wochenende nicht nur ein großes überschäumendes Fest sondern noch größere Freundschaften.



Französische Gäste aus St. Pol nach der Beisetzung unseres Vaters.
Links neben unserer Mutter sitzt Ferdinand. August 1988

Ferdinand kam oft zu meinen Eltern, die wiederum häufig nach St. Pol fuhren und sich dort ausgesprochen wohl fühlten. Als unser Vater im Juli 1988 starb, nahm eine große Abordnung aus St. Pol an der Beerdigung teil. Unter ihnen befand sich auch Ferdinand.

Ein Ereignis ist noch nachzutragen. Als unser Vater Mitte 1920 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde – das Kriegsgefangenenlager auf der Île Longue war schon Ende offiziell 1919 geschlossen worden – wusste er von den Zuständen in Deutschland praktisch nichts außer, dass der Kaiser abgedankt hatte. Er kehrte an seinen letzten Wohnort vor dem Kriege, nach Halle an der Saale, zurück. Seinen Sohn hatte er noch nicht gesehen.

Er kehrte in ein Land des Unfriedens zurück. Nach der Niederlage des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns kehrte kein Frieden in der Welt ein. Die Siegermächte waren an Erhalt des Unfriedens interessiert und schufen die Voraussetzungen für neuen Unfrieden.

In Deutschland nahm der Unfriede ein bis dahin in Deutschland unvorstellbares Ausmaß an. Es zeigte sich die Berechtigung der alten Volkswahrheit:

Friede ernährt,
Unfriede verzehrt.

Krasser Egoismus beherrschte das öffentliche Leben.

Als unser Vater durch die Stadt ging, klatschten auf einmal Gewehrketten neben ihm an die Hauswand. Kommunisten hatten in der Stadt die Hauptpost besetzt und schossen auf jeden, den sie sahen. Sie trafen unseren Vater aber nicht. Voller Zorn fragte er: „Was sind das für Verbrecherschweine, die einen gerade Heimgekehrten aus mehr als fünfjähriger Kriegsgefangenschaft umbringen wollen?“

Er reagierte so schnell wie im Kriegsgefangenenlager, als der Offizier dem Beinamputierten die Krücken fortgetreten hatte.



Die Hauptpost von Halle an der Saale
Von hier aus schossen die Kommunisten
auf alles, was sich bewegte.

Er stieß auf eine Gruppe, die einen LKW mit Stahlplatten panzerten, um vor dem Gewehrfeuer geschützt bis an die Hauptpost heranfahren zu können. Die Stahlplatten hielten dem Gewehrfeuer dann auch tatsächlich stand. Die Männer besaßen keine Schusswaffen, dafür jedoch hatten sie sich Knüppel besorgt. Im Schutz der Hauswand sprangen die Männer aus dem LKW, drangen in das Gebäude ein und haben die Kommunisten wohl ganz fürchterlich verprügelt, obwohl diese bewaffnet waren. „Es erschallten Rufe wie: „Euch werden wir das austreiben, auf unbewaffnete Menschen zu schießen; habt ihr vom Totschießen immer noch nicht genug, usw.“

Ich selbst habe meinem Vater diese Erzählungen anfangs nicht geglaubt. Wie sollte das angehen, dass nur mit Knüppeln bewaffnete Männer Gewehrträger angreifen, verprügeln und aus dem Gebäude hinausjagen können. Deshalb sagte er eines Tages zu seinem Freund Walter Kunze: „Walter, erzähl meinem Jungen doch mal wie das damals war, der will mir das nicht glauben.“ Und Onkel Walter strahlte über das ganze Gesicht und erzählte mir die gleiche Geschichte und durch Nachfragen konnte ich keine Unstimmigkeiten zwischen den Darstellungen meines Vaters und denen seines Freundes feststellen außer, dass Walter Kunze mir noch einige weitere Details erzählte. Walter Kunze hatte im Kriege beide Beine verloren, aber trotz seiner zwei Beinprothesen hatte er an der Aktion teilgenommen.

Eines erboste unseren Vater zur damaligen Zeit besonders, Politiker und Parteien taten nichts, wovon sie keinen Vorteil hatten. Für ihn war es in der Gefangenschaft als „Chef du Troupe“ selbstverständlich gewesen, sich ohne Rücksicht auf seine Person für seine Mitgefangenen einzusetzen. Es waren Erfahrungen, wie sie unser Vater gemacht hatte, die später manchen regelrecht in die Arme Hitlers treiben sollten oder, wenn er auch kein Anhänger der braunen Partei war, wegsehen ließen. Handlanger und Vertuscher fremder Gewalt taten noch ein Übriges.

Mein Bruder schreibt zu Anfang seiner Lebenserinnerungen: „*Nun haben mich, aber junge Menschen gar oft gefragt, warum wir so vertrauensselig, dem Hitler nachgefolgt seien, wie wir die Schandtaten der Nazi hätten dulden können und uns ohne Widerstand in den Zweiten Weltkrieg hätten führen lassen.*“ Um der heutigen jungen Generation die damalige Zeit besser verständlich zu machen, gehört das Erleben der

Generation unseres Vaters unbedingt dazu. Nach dem ersten Weltkrieg nahm in Deutschland in den Darstellungen über Kriegsgefangenschaft Frankreich etwa den Platz ein, an dem nach dem zweiten Weltkrieg die Sowjetunion stand. Letztere hatte weder die Haager Landkriegsordnung noch die Genfer Konventionen anerkannt. Stalin hatte kein Interesse daran, das Los der sowjetischen Gefangenen in deutscher Gefangenschaft zu regeln oder zu verbessern. Nach seinem Befehl, durfte sich kein sowjetischer Soldat lebend in deutsche Hände begeben. Wer das tat, galt als Verbrecher und hatte sein Leben verwirkt. Stalin ließ deshalb auch zu Beginn des Rußlandkrieges die Lager der sowjetischen Gefangenen bombardieren. Das deutsche Wachpersonal war fassungslos. Nach dem Krieg wurde ein sehr großer Teil der aus deutscher Gefangenschaft Zurückgeführten Sowjetbürger kurz hinter der sowjetischen Grenze mit Maschinengewehren liquidiert.

Vater fand eine Lösung. Aber sie wurde zum Keim einer wahrscheinlich problematischen Ehe. Er heiratete Tante Marie; so wurde aus der Tante die Mutter. War es der Weg des geringsten Widerstandes, der die beiden zusammenführte? Sicher wollten sie mein Bestes; Ich konnte bei meinem liebsten Menschen bleiben. Sie waren, wohl einander zugetan, aber echte Liebe war es wohl nicht. Auf jeden Fall wurde die Ehe für Marie Loebel zum Opfergang. Sie war eine vorbildliche Hausfrau, eine fürsorgliche Gattin und innig liebende Mutter, aber keine Geliebte. Wie sie mir später einmal sagte, war ihr alles Sexuelle zuwider. Da konnte die Ehe nicht gut gehen, zumal da Vater gerade in dieser Hinsicht größere Bedürfnisse hatte. Mutters Fürsorge reichte soweit, dass sie während seines Klinikaufenthaltes 12 Wochen lang nicht von seinem Bett wich und ihn umsorgte. Als damals nach 7 Jahren Zusammenlebens eine andere kam, entfremdete sich Vater ganz von uns, bis die Ehe 1936 schließlich geschieden wurde. Ich blieb mit Mutter zusammen und habe Vater erst nach sechs Jahren wiedergesehen.

Doch bleiben wir bei 1921! Wir siedelten nach Halle über, und Rudi musste erst einmal seine Nessaer Mundart in ein einigermaßen zufriedenstellendes Hochdeutsch verwandeln, was ihm wohl nie vollständig gelungen ist und einige Minderwertigkeitskomplexe einbrachte. Ich besuchte drei Jahr lang die Grundschule. Vater war mein Lehrer. Schüler des eigenen Vaters zu sein ist nicht leicht. Wehe wenn ich nicht mit meinen Leistungen glänzte! Tadel und Strafe in der Schule setzten sich oft zu Hause fort. Ich war kein schlechter Schüler, schrieb im dritten Schuljahr schon fehlerlos und glänzte durch hübsche Aufsätzchen. Doch die kleinste Unlust oder Nachlässigkeit wurde schwer geahndet. Vater wollte bestimmt mein Bestes, und sicherlich bin ich durch ihn ein guter Schüler geworden der auch auf dem Gymnasium ohne Mühe weiterkam und gute Prüfungen ablegte. Ich bin ihm da zu großem Dank verpflichtet. Aber seine Methode zu erziehen hat mich ihm oft entfremdet. In seinem Sohn wollte er sich widerspiegeln. Ich sollte nachweisen, welche guten Anlagen er mir vererbt hatte. Wurde das nicht offensichtlich, wurde er jähzornig und schlug zu, ohne zu achten, wohin er traf. Grüne und blaue Flecken zierte dann mein Gesicht. Einmal sogar flog mir die Suppenschöpfkelle ins Gesicht, dass ich eine klaffende Wunde über der Augenbraue hatte; die Narbe davon ist heute noch etwas zu sehen. Dafür musste ich mich dankbar zeigen! Sein großes Erzieher-Ideal war der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der seinen Sohn mit äußerster Härte, manchmal mit dem Krückstock, erzog. Dass der Sohn zwar Preußens größter König aber auch ein verbitterter Menschenfeind wurde, lag nicht in Vaters Betrachtungsweise. Gegen sich selbst stellte er auch hohe Ansprüche. Im Bestreben, vorwärtszukommen nahm er zu gleicher Zeit an einem dreijährigen Mittelschul- und an einem Hilfsschullehrerkursus teil und war zuletzt Mittelschullehrer. Schließlich habe ich auch aus Vaters Strenge gelernt: Ich habe mich bemüht, meine Kinder mit Nachsicht zu behandeln, und wollte ihnen mehr Freund als strenger Erzieher sein.

In die Grundschulzeit fiel die Inflation. Das war eine schlimme Zeit! Durch Verfall der Kriegsanleihen ging alles Ersparte verloren, Reparationen auferlegt durch das Versailler Diktat, lähmten die Wirtschaft. An Rhein und Ruhr räumten die französischen und englischen Besetzungen die deutschen Bodenschätze aus. Es gab immer weniger Waren, und die Preise kletterten in unermessliche Höhen. Die Regierung druckte Geld, für das keine Deckung vorhanden war. Auf dem Höhepunkt der Inflation konnte man für 4.500.000.000.000 (viereinhalb Billionen) Mark einen Dollar eintauschen, und man, bekam dafür einen Laib Brot.



Briefmarke 1923
50.000.000.000 Mark

Da musste auch Lehrer Hoppe sparen. Mit dem, Sohn fing er an. Statt, zum Friseur schickte er mich zu seinem. Kollegen Lilie, der eine Hand-Haarschneidemaschine besaß und mir eine Glatze schneiden sollte. Unter den gespannten Blicken der Töchter Herta und Marianne setzte Papa Lilie vorn in der Mitte des Schopfes an, würgte und würgte, bis das Messer mitten im dicken Urwald zerbrach. Die Mädchen jubelten. über die Schneise, ich aber musste doch noch zum Friseur gehen, Schuhe besohlte mein Vater selber. Leider piekten die Holzstifte in die Fußsohle, und ich, ging lieber barfuss. Hunger brauchte ich nicht zu leiden. Mutter bekam in jedem Jahr von Onkel Kurt als Zinsen für ihr Erbteil ein Schwein, das in den Ferien geschlachtet wurde. Viele Schulkameraden aber litten Hunger und wären, vielleicht verhungert, wenn nicht die „Quäker“, eine amerikanische Sekte, für Schulspeisung gesorgt hätten. Wer daran teilnahm, dem baumelte ein Töpfchen am Ranzen. Dass ich nicht auch ein Töpfchen tragen durfte machte mich neidisch.

In die Inflationszeit fiel in Obernessa ein Unwetter, ein Hagelschlag. Der schlug in wenig Minuten sämtliche Blätter von den Bäumen, zertrümmerte Fenster und Dachziegel und machte die reife Ernte auf den Feldern zu Häcksel. Onkel Kurt konnte von einem vier Morgen großen Feld gerade noch einen halben Zentner Hafer ernten. Noch nicht einmal Saatgetreide blieb den Bauern. Und das in einer Zeit, in der die Sachwerte mit Gold aufgewogen wurden! Die Landschaft sah nach dem Unwetter wie im Winter aus. Viele Menschen und Tiere waren wundgeschlagen worden. Ein halbes Jahr später bekam Onkel von der Versicherung einen Betrag ausgezahlt, für den er sich gerade eine Tüte Zigarren kaufen konnte.

Einige Spekulanten verstanden es, rechtzeitig Sachwerte zu kaufen, die sie verspätet bezahlten. Auf diese Art machten, sie Riesengewinne und konnten sich immer mehr Betriebe anschaffen. Es wurde mit allen möglichen Waren geschoben. Neureiche stolzierten neben der Armut. Unser Hauswirt, hatte in seinen Keller Hunderte von Speckseiten. Er schniefte, fett wie er war, wenn er im kostbaren Gehpelz die Treppe hochging.

Ist es da ein Wunder, wenn die Menschen verbittert wurden und verzweifelt allen möglichen Heilsbotschaften nachliefen?

In Halle zeigte sich die Not der Nachkriegszeit besonders deutlich. Die Menschen waren uneins, und der eine lief der einen Botschaft, der andere einer andern nach. Die Parteien hatten Kampfverbände geschaffen wie Stahlhelm, SA, SS, Rotkämpferbund und sozialistischen Reichsbannerbund. Die befehdeten sich in Straßenkämpfen und Saalschlachten. Überfälle und Mord waren an der Tagesordnung. Auch



wir Kinder „kämpften“. Da prügelte sich die Ludwigstraße eine als Kommunistenrevier verschrieene Straße mit der Wittestraße in der fast nur Beamte wohnten. Das waren aber bald keine kindlichen Raufereien mehr, da wurde mit Knüppeln und Stacheldraht geprügelt, und oft gab es blutige Köpfe. Worum es politisch ging, wusste keiner.

Einmal, allerdings Jahre nach der Inflationszeit, als in Halle der Kampf zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten besonders heftig tobte, wäre ich selbst beinahe Opfer eines nächtlichen Überfalls geworden. Da war ich schon in der Prima. Auf der Heimkehr von einem Tanzkränzchen bei unserer Tanzlehrerin war ich mit Freund Alex und Lilies Mädchen gerade in unserem Vorgarten angelangt, als aus dem Hinterhalt plötzlich 10 bis 15 Mann auf uns einstürmten und mit Prügeln loshauten. Wir beiden Jungen wehrten die Hiebe ab, während die Mädchen durch Klingeln Alarm schlugen. Auf einmal rief einer: „Das ist der gar nicht!“ Alle liefen davon. Wie ich später erfuhr, hatten sie es auf einen SA-Mann aus dem Nebenhaus abgesehen.

Die Not der Inflationszeit wurde schließlich gemildert, als 1924 die Regierung gegen Verpfändung der Reichsbahn die Rentenmark einführte. Da konnte man wieder zu vernünftigen Preisen kaufen. In diesem Jahr bestand ich die Aufnahmeprüfung, zum Gymnasium und trug mit Stolz die silbergraue Mütze des Reform-Real-Gymnasiums Halle.

Hier galt das klassische Bildungsideal von Humboldt. Der allseitig gebildete Mensch soll durch höhere Kenntnisse und Einsichten zu edlem Menschentum herangebildet werden. Wir genossen fundierte Kenntnisse in Latein, Englisch, Französisch, deutscher Grammatik und Literaturgeschichte, Geographie und Geschichte, weniger in Naturwissenschaften, Musik und Kunstunterricht. Dafür spielten die Leibesübungen eine große Rolle.

Politische Information gab es so gut wie nicht. Die Worte Demokratie, Diktatur, Kommunismus, Sozialismus erzeugten nur nebulöse Vorstellungen. Unsere Lehrer, im Krieg Offizier gewesen und zum großen Teil konservativ eingestellt, waren keine Freunde des Weimarer Parlamentarismus und trauerten der deutschen Machtstellung der Kaiserzeit nach. Es ging ihnen wohl weniger um politische Urteilskraft und Kritikfähigkeit als um Disziplin und männliche Tugenden. Sie verlangten Gehorsam und duldeten keinen Widerspruch. Denken und Sprache sollten sich bei Sophokles, Sokrates, Shakespeare, Racine, Corneille, Lessing, Goethe und Schiller bilden. Dem Guten, Wahren, Schönen sollten wir nacheifern. Was Klassenkampf sein sollte, wussten wir nicht. Es gab auch einige Liberale und Pazifisten unter den Lehrern; die standen aber im Hintergrund.

Einige Lehrer wollten uns für das Soldatentum begeistern. Das begrüße ich heute noch; denn mein Ideal ist die Demokratie, und ein Demokrat muss wehrhaft sein und seine Freiheiten zu verteidigen wissen. Mit der Judenfrage wurden wir so gut wie nicht konfrontiert. Wir hatten in der Klasse einen jüdischen Mitschüler, der aber Kamerad unter Kameraden war und keine Sonderrolle spielte. Selbst als sich die Hitlerbewegung ausbreitete, spielte die Judenfrage im öffentlichen Leben nicht die Rolle, die sie nach 1933 einnahm. Richteten ich doch Hitlers Kampfreden in dieser Zeit mehr gegen das Versailler Diktat und gegen die angeblichen Erfüllungsgehilfen im Parlament, wogegen er sich mit seinem Rassismus zurückhielt. Der uferte erst nach 1933 aus.

Wir mussten viel lernen, auch auswendig. Ich bin stolz, heute noch die Merseburger Zaubersprüche in Althochdeutsch, das erste Kapitel des Nibelungenliedes in Mittelhochdeutsch, Goethes Faustmonolog und viele Choräle auswendig aufsagen zu können. Wer nicht fleißig war und im Zeugnis zwei Vieren hatte, blieb sitzen. Wer zweimal

sitzenblieb, musste die Schule verlassen. Aber es machte mir nicht viel Mühe, die steile Leiter zum Abitur zu erklimmen. Bei den meisten Lehrern hatte ich einen guten Stand. Sie stehen mir noch recht lebendig vor Augen, meine „Pauker“.

Da, war zunächst der dicke Studienrat Diesing, unser Klassenlehrer von Sexta bis Quarta, zugleich Lehrer in Französisch und Latein. Er wurde leicht ungeduldig und konnte tüchtig brüllen. Er verstand aber auch, den Unterricht mit Erzählungen aus dem Krieg zu würzen. Da hörten wir mit gespitzten Ohren zu. Er machte uns zu kleinen Soldaten. Wir lernten bei ihm exerzieren, morsen, Karten einrichten, Deckung im Gelände suchen und uns kriechend und robbend vorarbeiten. Manchmal, wenn wir am Wandertag immer nur in Reih' und Glied marschieren mussten, hing uns das zum Halse raus. Wir haben aber unsern „Dicken“ gern gehabt. Er machte uns zu einer Musterklasse. Als wir jedoch in der Tertia einen andern Klassenlehrer bekamen und ein paar sitzengebliebene Nichtsnutze zu uns stießen, die den Ton angaben, wurden wir zum Schrecken der Lehrer. Besonders mit den jungen Referendaren und Assessoren machten wir Hundefutter. Das heißt, eigentlich trieben es nur einige toll; die andern amüsierten sich; manchen war der Krach leid auch mir. Wir wagten aber nicht, den Terroristen Einhalt zu gebieten, weil wir fürchteten, als Musterknaben beschimpft zu werden. Die Randalierer aber wollten mit ihrem Unfug das kompensieren, was sie durch Leistung nicht schafften. Andererseits diente der Unfug wohl auch dazu, bei dieser Disziplinierung, Dampf abzulassen. Widerspruch und Äußerung gegenteiliger Meinung oder von Kritik waren ja nicht gestattet.

Für „Mucki“, unseren Oberstudienrat Schulz, haben wir geschwärmt. Gegenüber „Giggi“ Studienrat Giesing, unserm Klassenlehrer in den letzten drei Oberklassen, waren wir zunächst skeptisch. Er sah etwas griesgrämig und unfreundlich aus, entpuppte sich aber als korrekter, gerechter, sachlicher und fürsorglicher „Altvater“, zu dem wir Vertrauen gewannen. Dass er auch gesellig sein konnte und lustig, haben wir anlässlich einer Schillerbundswoche in Weimar erfahren. Giggi führte uns nicht nur in die Theatervorstellungen und zu den Sehenswürdigkeiten, sondern becherte mit uns im „Weißen Schwan“, Goethes Stammkneipe.

Wie gesagt, die strenge Erziehung brauchte ein Ventil zum Dampfablassen. Was haben wir aber auch für Unfug getrieben!

Einmal sollten wir bei „Bubi Schäfer“ eine Klassenarbeit schreiben. Keiner mochte. In den hinteren Reihen fingen ein paar an zu brummen. Da rief einer: „Der Zeppelin kommt!“ Sofort nahmen die andern den Ruf auf und stürzten hinaus, die ganze Schule mitreißend, um den Stolz der Deutschen zu sehen. Einige Lehrer und Schüler stiegen auf den Schulturm, andere liefen zwei Kilometer weit bis auf den Marktplatz. Der Zeppelin kam nicht, aber wir waren unsere Klassenarbeit los.

Jährlich fand in Halle der Jahrmarkt statt. Da gab es tüchtiges Gedränge und wir produzierten uns mit unsern Streichen. Als wir eines Tages „Stresemann“, einen wenig beliebten „Pauker“ in der Menge entdeckten, umkreisten wir ihn ständig, legten den Finger auf den Mund und riefen: „Pst! Pauker!“ Der ganze Jahrmarkt johlte und wir handelten uns vier Stunden Arrest ein.

Zu einem Lehrer hatte ich ein besonders problemgeladenes Verhältnis. Das war Oberstudienrat Florstedt, „Flasche“ genannt. Er war gefürchtet, und wir erlaubten uns mit ihm keinen Spaß.

Bei Florstedt galt ich zunächst als As in Religion und Geschichte; im Zeugnis standen Einsen. Dass er aber zynisch sein konnte und seine Schüler gern lächerlich machte, stieß mich ab. Einmal fühlte ich mich ungerecht von ihm behandelt und zog mich erbittert von der Mitarbeit zurück. Das kam so: In der Tertia musste ich 50 Geschichtsfragen beantworten, um eine Eins zu bekommen. Das war nicht leicht. Eine Frage hieß zum Beispiel: „Wie hieß der Leibarzt von Kaiser Nero?“ Ich beantwortete alle 50 Fragen als einziger der Klasse. Wenig Zeit später konnte ich nicht gleich eine einzige Frage beantworten und bekam eine Fünf. Das empfand ich als ungerecht und zog mich in den Schmollwinkel zurück, d.h. ich beteiligte mich kaum, noch am Unterrichtsgespräch.

In den oberen Klassen gab er uns Deutsch. Ich habe bei keinem Lehrer soviel gelernt wie bei ihm. Ihm verdanke ich meine Kenntnisse in Literaturgeschichte, eine peinliche Gedankenordnung und einen einigermaßen guten Ausdruck in meinen schriftlichen Arbeiten. Wenn er nur nicht so zynisch gewesen wäre! Als ich bei einer Klassenarbeit als einer der letzten fertig geworden war, grinste er bei der Rückgabe: „Hoppe, die Klassenschnecke!“ In jedem Schuljahr mussten wir fünf, selbst ausgewählte, Gedichte vortragen. Ich hatte einmal Heines „Die zwei Grenadiere“ ausgesucht. Die Treue der beiden Soldaten zu ihrem Feldherrn hatte es mir angetan. Wie aber putzte er mich vor der Klasse runter! „Dass ein deutscher Junge das Gedicht eines Juden aufsagt, das noch dazu einen Franzosenkaiser verherrlicht!“ Das war 1932! Florstedt war kein Nazi. Das nächste Mal schmetterte ich Goethes „Prometheus“, in dem der Trotz des Menschengeschlechts gegen die Götter zum Ausdruck kommt, von der Bühne. „Ich kenne nichts Ärmeres unter der Sonne als euch, Götter!“ Dabei schaute ich den „Obergott“ scharf ins Gesicht. Diesmal bekam ich eine Eins, allerdings mit der Bemerkung: „Na ja, das Trotzige entspricht wohl seiner Eigenart. Fairerweise muss ich sagen, er gab mir im Abiturzeugnis „Gut“ in Deutsch, und das war damals eine Bombenzensur.

Bei „Fränzchen“ Heineck mussten wir fleißig turnen; an Reck und Barren, war ich aber kein Meister. Mir lag die Leichtathletik mehr. Es war Ehrensache dass ich das große Sportabzeichen erwarb. Der Hallesche Ruderverein „Böllberg“ wurde meine sportliche Heimat.

Mit Rudi Huhmann, meinem besten Freund ruderte ich noch im Winter zwischen den Eisschollen oder lief 10 km auf der Rabeninsel. 18 Klimmzüge am Hochreck waren unsere Höchstleistung. Im Sommer wurde schwer für die Regatten trainiert. Ich war Schlagmann im Vierer und Achter; das ist der, der das Tempo angibt und die größte Ausdauer haben muss. Darauf bin ich heute noch stolz. Wie stolz waren wir auf unsere Siege! Aber auch als Langstreckenläufer holte ich ein paar Preise.

Mir hat der Sport viel gegeben. Er stählt nicht nur den Körper, sondern erzieht auch zur Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung. Beim Rudern kommt hinzu, daß es gemeinschaftsbildend ist. Einer muss sich auf den andern verlassen können. Wenn einer bei einem einzigen Zug nachlässt, kommt die ganze Mannschaft durcheinander. Und wer die täglichen Trainingsstunden hinter sich hat, dem bleibt keine Lust für Disko, Alkohol und Drogen. Wen unser Trainer beim Rauchen erwischte, der flog aus der Mannschaft.

Sicher kommen meine Enkel mit der Frage: „Wie hast du's mit den Mädchen gehalten?“ - Nun da war ich ein Spätentwickler. Das Thema „Mädchen“ spielte nur in pubertären Träumen eine Rolle. Da ich Einzelkind war und nur eine Jungenschule besuchte, hatte ich - außer zu Lilies Mädchen in der Grundschulzeit - keine Kontakte mit dem weiblichen Geschlecht. Erst

als ich mit 16 Jahren in der Tanzstunde war, hielt ich zum ersten Mal so ein Wesen im Arm. Ich wagte auch keine Annäherung, weil ich wegen einer schlechten Zahnstellung Minderwertigkeitskomplexe hatte. Ich glaubte, die Mädchen mochten mich nicht, und fürchtete ihren Spott. Erst spät erfuhr ich, dass sich ein Mädchen auch in mich verlieben konnte. Das ist schade, denn dadurch hat sich erst spät eine interessante und erlebnisreiche Seite des Lebens eröffnet.

Ein Ereignis aus der Schulzeit muss ich noch erzählen. Da schlugen. auch in unserer Schule die politischen Wogen hoch. Es war 1932; da hatte ein Angehöriger des verbotenen nationalsozialistischen Schülerbundes sich ein schwarz-rot-goldenes Band an den Hosenboden geheftet. Das bedeutete eine Verspottung der Weimarer Republik. Einem Angehörigen des – erlaubten - sozialistischen Schülerbundes, der das gemeldet hatte, hatte er eine runtergehauen. Der Nazi flog von der Schule, und als bei der .Bekanntgabe des Rausschmisses vor der gesamten Schülerschaft geschart und gemurrt wurde, rief Florstedt nur: „Ich verbitte mir das!“ und sofort war die "Revolte" niedergeschlagen.

Ich empfand das Urteil als ungerecht. Ich war kein, fanatischer Anhänger Hitlers, glaubte aber seinen Versprechungen und hielt seinen Weg für den einzigen, der uns aus der Not herausführen konnte. Damals war die große Weltwirtschaftskrise auf ihrem Höhepunkt und die Verzweiflung unter den Menschen groß. Fast sieben Millionen Arbeitslose gab es in Deutschland. Für Abiturienten waren die Zukunftsaussichten alles andere als rosig. Ich wäre gern Philologe geworden und hätte gern an der Universität studiert.

Man sagte mir aber, dass ich unter der Voraussetzung, ein gutes Zeugnis zu haben, frühestens in 15 Jahren mit einer Assessorenstelle rechnen könne. War es bei derartigen Perspektiven verwunderlich, wenn auch ich Ausschau nach dem rettenden Anker hielt? Hitler erklärte als Hauptursache aller Schuldknechtschaft, aller Arbeitslosigkeit, aller Wehrlosigkeit das Versailler Diktat und seine Erfüllung durch das Parlament des Weimarer Staates. Auch ich



hielt Versailles für das große Übel. So vertraute auch ich mich der Heilsbotschaft Hitlers an, die uns Freiheit, Arbeit und Brot versprach. Ich habe, weil ich 1933 erst 18 Jahre alt wurde, und man erst mit 21 Jahren wählen durfte, Hitler nie gewählt, habe aber auf ihn gehofft. Seinen Friedensbeteuerungen habe ich geglaubt und es nicht für möglich gehalten, dass er einen Krieg vorbereiten würde.

Als ich 1933 mein Abitur bestand (Gesamtnote „Gut“), war auch das Ende der Weimarer Republik gekommen. Mit der Herrschaft der Nationalsozialisten keimten neue Hoffnungen auf. Tatsächlich wurde die Arbeitslosigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit beseitigt. Ich bekam bald einen Studienplatz in einer Hochschule für Lehrerbildung. Der Parteihader verschwand. An die Stelle von Straßenkämpfen und Saalschlachten traten imposante Aufmärsche, die Einigkeit demonstrieren sollten. Die Fesseln des Versailler Vertrages wurden gesprengt, ohne dass unsere Gegner einschränkten. Begeistert erlebte ich, wie immer mehr junge Deutsche den grauen Soldatenrock trugen, und sehnte mich, auch bald in Reih und Glied zu stehen. Ein neues Gemeinschaftsgefühl entstand. Riefen einmal braune Bonzen mit ihrem anmaßenden Gehabe Enttäuschung und Befürchtung hervor, so verdrängten wir sie ins Unterbewusstsein. Wir redeten uns ein: „Wenn das der Führer wüßte! Das will er nicht!“ Schließlich hatten wir ja im Elternhaus und in der Schule gelernt, nicht aufzumucken. Erzogen zu Gehorsam und Verantwortungsbewusstsein, wollten wir die Befehle dessen ausführen, der „es besser wusste als wir!“

Arbeitsdienst

Am 15. April 1933 kam ich in Heyersum, 13 km westlich von Hildesheim, im Arbeitsdienstlager an. Welch ein Gegensatz zu Mutters gemütlichem Heim! Unterkunft und Bekleidung konnten nicht primitiver sein. Die Kolonnaden eines uralten Waldrestaurants, die notdürftig mit ein paar Brettern zugenanagelt waren und durch die nachts der Wind pfeifte, waren die Behausung. Doch eng zusammengepfercht und zwei Betten übereinander reichten zur Erzeugung warmen Miefs aus. Schränke gab's nicht. Ein Bach lieferte für Mensch, Hund und Reh Wasch-, Koch- und Trinkwasser. Ein graues Drillichhemd, graue Drillichhose, ein paar Stiefel aus uralten Beständen sowie eine graue Mütze à la SA waren unsere Uniform für Woche und Sonntag. Da musste der Kerl schon etwas zu bieten haben, wenn er sonntags beim Tanz Erfolg bei den kleinen Mädchen auf der Marienburg haben wollte.



**8 Jahre Arbeitsdienst
1943**

Viele Kameraden waren arbeitslos gewesen. An ihren rauhen Ton und die nicht immer stubenreinen Witze mussten wir Abiturienten uns erst gewöhnen. Am leichtesten gewöhnte ich mich an die Arbeit.

Hatte ich mich doch schon immer während der Ferien auf Onkels Feldern ausgetobt. Meist hatten wir Baumstümpfe im Wald zu roden. Hei, was sind wir gelaufen, wenn eine übergroße Dosis Sprengstoff die Teile der Stubben Steine und Erde 100 m hoch in die Luft schleuderte!

Wir Abiturienten brachten etwas Kultur in das Lagerleben. Einmal haben wir ein ganzes selbstgedichtetes Melodrama über das Lagerleben aufgeführt. Die Melodien wurden aus Oper und Operette genommen oder selbst aus dem Stegreif komponiert.

Es war eine schöne Zeit. Hier bildeten „Arbeiter der Stirn und der Faust“ wirklich eine Gemeinschaft und lernten, sich gegenseitig achten und schätzen. Ich denke manchmal, es müsste doch den Herren Schülern und Studenten unserer Zeit gut tun, wenn sie mal mit einfach denkenden Männern zusammenleben müssten. Dann würden sie einsehen, dass man auch von diesen etwas bekommen kann, und dass deren Probleme anders liegen, als in den

gelehrten. Büchern steht. Außerdem schadet es nichts, wenn Beil, Spaten oder Schaufel ein paar Schwielen an die Hände zaubern.

Wir mussten anschließend an das halbe Jahr Arbeitsdienst ins Wehrsportlager, wo wir von Reichswehrunteroffizieren die Grundlagen für den. Infanteristen beigebracht bekamen. An der Waffe wurden wir nicht ausgebildet. Braungebrannt und kräftig landete ich im Oktober bei Muttern.

Hirschberg

Nach einem Semester Geschichtsstudium an der Universität Halle wurde ich im März 1934 an der Hochschule für Lehrerbildung Hirschberg im Riesengebirge aufgenommen.



Vom Studium war ich etwas enttäuscht. Ich meinte, zu wenig Praxis zubekommen. Unterrichtsstunden haben wir ganz wenig besucht. Psychologie, doch eigentlich die „Materialkunde des Lehrers“, hatten wir in den ersten drei Semestern. überhaupt nicht, da noch kein Psychologiedozent da war. Dafür laberte sich der Pädagogikprofessor eine nationalsozialistische Philosophie zurecht, die ich, obwohl guten Willens, ein echter Gefolgsmann des „Führers“ zu sein, nicht nachvollziehen konnte. Spranger, Litt, u. dgl. putzte er als bürgerlich dekadent runter. Die einzigen, die mir etwas gaben, waren Prof. Freudenthal, der Direktor Volkskunde und Geschichtsdidaktik lehrend, und Prof. Jannasch, der allgemeine Didaktik lehrte.

Vieles war damals im Umbruch. Die ehemaligen Dozenten der pädagogischen Akademien, der Vorläufer der Hochschulen für Lehrerbildung waren pensioniert worden oder an Gymnasien zurückversetzt. So gab es viele Lücken, und die meisten Dozenten trudelten erst im Laufe des Semesters ein.

Dafür wurden wir häufig von den n. s. Verbänden beansprucht zu öffentlichem Auftreten, Werksingen in den Fabriken. während der Mittagspause, „Volkstumsabenden im „Kunst und

Vereinshaus“, wo wir sangen musizierten und Theater spielten, und wo Menzel Wilhelm, Schlesiens bekannter und beliebter Heimatforscher und bei uns Dozent für Volkskunde, seine schlesischen Lieder und Schnurren zum Besten gab.

Wie oft haben wir an Wochenenden für das Winterhilfswerk gesammelt! Gute Methodiker sind wir freilich dadurch nicht geworden. Im Sommer gab es gemeinsame Wanderungen im Riesengebirge mit abschließenden Heimabenden, im Jugendkammhaus „Rübezahl“. Im Winter stiegen wir mit Skiern über den Kamm, weg ins Böhmisches zum Winterlager. Da wurde in den Bauden gehaust, geschlafen, gemeinsam gekocht, und abends gab es Budenzauber mit Singen und Gesellschaftsspielen, denen sich auch die tschechischen Gäste anschlossen. Wenn es keine Hochschulveranstaltung gab, fuhr ich mit Wilhelm Holzmann, Heini Alpers und Paul Heller auf den Riesengebirgskamm zum Skilauf. Mit dem Rad ging's bis Schreiberhau, und dann wurden die Bretter angeschnallt. In irgendeiner Baude aßen wir für 50 Pfennig eine Suppe und tranken ein „Skiwasser“ für 10 Pfennig. So gab's für 60 Pfennig ein ganzes Sonntagsvergnügen.



Das **WHW** war eine sehr populäre und erfolgreiche Hilfsorganisation, in der nicht nur Spendenbereitschaft sondern auch aktive Mitarbeit gefragt war. Das galt für den einfachen Arbeiter genauso wie für den Unternehmer.

Wir waren recht gute Kameraden. Auf unserer Bude bei Mutter Sikora war immer was los. Unter vieren bewohnten wir drei Zimmer, zwei zum Schlafen und eins zum Arbeiten und Essen. Unser beider Schlafzimmer war so klein, dass gerade zwei Betten und ein Waschtisch reinpaßten. Während der eine sich wusch, musste der andre im Bett warten. Dafür kostete die ganze Studentenbude nur 23 M, ohne Sonderpreis, für das Bums-Klo, das bei längerer Sitzung gefährlich knarrte und schwankte. Bei Mutter Sikora gab's auch Mittagstisch für 50 Pfennig. Dass bei diesem Preis das Essen nicht kempinskyreif war und wir „Sondermeldung“ riefen, wenn wir ein Stück Fleisch fanden, kann man wohl verstehen. Dafür briet uns Frau Sikora für 20 Pfennig abends einen Berg Bratkartoffeln, an dem ich heute drei Tage lang essen würde, der aber damals im Nu verspeist wurde.

Wir vier Kameraden blieben auch zusammen, als wir nach dem dritten Semester in Michelsdorf, Kreis Landeshut, Landdienst ableisten mussten. Paul und ich kamen auf den Lehnhof zu Familie Kelz, wo ich durch Beherrschung aller landwirtschaftlichen Arbeiten Eindruck machte. Und hier fand ich meine erste große Liebe. Sie hieß Alice und war die Erbtöchter von Kelz. Da sie in Breslau die Oberschule besucht hatte, konnte man sich gut mit ihr unterhalten. Aber auch ohne das war sie das süßeste Mädchen der Welt. Sie war so lieb, und ich so blöd und unerfahren! Nach 14 Tagen erst wagte ich den ersten Kuss, auf den sie schon lange gelauert hatte.

Jeden Abend ging's, obwohl wir von der Feldarbeit tüchtig beansprucht worden waren, zu einer Familie, wo wir musizierten sangen und Gesellschaftsspiele machten, Wie lang waren die Heimwege! Wie herrlich die Sommernächte! Und wie kurz der Schlaf! Und wie schnell gingen die sechs Wochen vorüber! Alice und ich wollten immer zusammenbleiben, und sie schrieb mir sehnsuchtsvolle Briefe. Ihre Eltern immerhin Besitzer von 380 Morgen Land, hatten andere Heiratsabsichten mit ihr. Weihnachten gab mir Alice den Abschied. Eine Welt brach zusammen! Meine Kameraden kostete es Mühe, mich aufzurichten. Gut, dass jetzt die

schriftliche Prüfungsarbeit mich restlos beanspruchte, so dass ich meinen Kummer in Arbeit ertränken konnte! Die Erinnerung an meine erste große Liebe gehört aber zu den schönsten meines Lebens.

Was mag wohl aus Alice geworden sein? Nach Jahren, als ich bei den Soldaten war, hat sie mir geschrieben, dass sie mit einem pommerschen Gutsbesitzer verheiratet sei und ein kleines Mädchen habe. Ob auch sie auf einem Flüchtlingstreck Opfer unser „russischen Befreier“ geworden ist?

Als wir, aus einem Ski-Lager kommend, in der Hampelbaude durch das Radio vom Einmarsch der deutschen Truppen ins Rheinland hörten, jubelten wir. Bedeutete das doch für uns Freiheit und Sicherung deutschen Bodens. Genauso begeistert waren wir bei der Wiedereinführung der deutschen Wehrmacht, und ich wäre mir als Mensch zweiter Klasse vorgekommen, wenn ich - etwas später - bei der Musterung vom Wehrdienst zurückgestellt worden wäre. Wehrdienst war Ehrendienst. Das verträgt, sich auch, mit meinem Verständnis als Christ. Wenn das oberste christliche Gebot lautet: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“, so heißt das für mich, dass ich mich schützend vor meinen Nächsten, stelle. Dass unsere Einsatzbereitschaft fürs Vaterland dann missbraucht worden ist, ändert, nichts an, dieser Einstellung.

Vom Wirken und Auftreten der Parteibonzen bekamen, wir wenig mit. Einmal allerdings wurde ich nachdenklich. Das war in den Semesterferien in Obernessa, Da arbeitete ich, mit beim Autobahnbau. Mit einem Fuhrwerk von Onkel, fuhr ich Sand und Zement zur Trasse, die etwa 3 km vom Bahnhof Teuchern verlief. Am Samstagabend bekamen wir in der Gastwirtschaft, unsern Lohn ausgezahlt. Da gab es allerhand Nass, und die Stimmung stieg bis Mitternacht. Da kamen zwei Parteifunktionäre in brauner Uniform, die auch schon reichlich Alkohol konsumiert hatten. Sie gaben schaurig an, taten so, als ob sie schon Herrscher der ganzen Welt wären, und pöbelten die Bauern an. Albin Kr. kriegte sie schließlich beim Schlafittchen und, warf sie zur Tür hinaus, und alle Bauern liefen schreiend und mit drohenden Fäusten hinterher. Es war so, als ob sich Volkes Zorn gegen die braune Bonzenherrschaft entlud.



Dieses Erlebnis stimmte mich nachdenklich. Kam hier die Stimmung der Bauern gegenüber der Parteiherrschaft der Nationalsozialisten zum Ausdruck? Wurzelte die Hitlerbewegung doch nicht so tief im Herzen der Deutschen, wie uns weisgemacht wurde? Von jetzt ab sah ich mir die braune Herrschaft kritischer an. Dazu, kam eine neue Erschütterung unseres Führerglaubens, als wir vom „Röhr-Putsch“ hörten und die Führer, denen wir unbedingten Gehorsam zu leisten, gelobt hatten, als gemeine Verbrecher hingerichtet wurden. Uns naiven politischen Kindern wurde nicht bewusst, dass es Despotie war, wenn Hitler im Nachhinein die Ermordung der SA-Führer durch ein Gesetz des Reichstages rechtfertigen ließ. Selbst wenn uns das bewusst geworden wäre und wir dagegen revoltiert hätten, hätte das nichts genützt. Die braune Herrschaft war zu der Zeit schon zu sehr gefestigt, und das Volk hätte nichts unternehmen können.

Granschütz

Im März 1936 bestand ich meine erste Lehrerprüfung und nahm Abschied von meinen Kameraden, von Mutter Sikora und der schönen Stadt Hirschberg, vom geliebten Riesengebirge, „wo der Rübezahl mit seinen Zwergen immer noch Sagen und Märchen spinnt.“ Brieflich habe ich mit den Kameraden noch bis Ende des Kriegs Kontakt gehabt. Ob sie überlebt haben? Beim "Hirschbergertreffen" 1980 in Kassel waren von meinem Semester (200 Mann) noch 9 vertreten.

Am. 2.Mai 1936 stand der Schulamtsbewerber Hoppe erstmals vor einer Klasse, dem 3./4.Schuljahr der vierklassigen Volksschule Granschütz. Granschütz ist ein Industriearbeiterdorf, 7 km südöstlich von Weißenfels entfernt. Ein schmuckes Dorf mit sauberen Straßen und einem sehr schönen See, der aus einem alten Tagebau entstanden ist und ein reizvolles Strandbad besitzt. Das war das schönste vom Dorf und wurde von allen, aus nah und fern besucht. Alle Leute waren nett zu dem jungen Lehrer, und auch die kleinen Mädchen interessierten sich für die mögliche Heiratspartie.

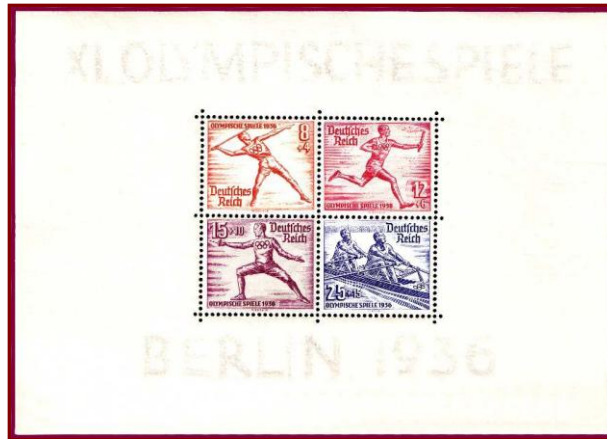
Vorläufig aber hatte ich mich den Jungen zu widmen. Ich musste das Jungvolkfähnlein übernehmen. Damit hatte ich Glück, brauchte ich doch weder in der SA noch SS Dienst zu tun, was sonst von jedem jungen Lehrer gefordert wurde. Die Zwitterstellung hie Lehrer, da Fähnleinführer, machte keine Schwierigkeiten. Während es noch bis zur 5. Unterrichtsstunde „Herr Hoppe“ hieß, riefen um 2 Uhr die Pimpfe: „Rudolf, komm, wir wollen Handball spielen!“ Beim Jungvolk herrschte noch stark der Geist der Wandervogelbewegung. So übernahmen wir bei den Heimabenden das Liedgut des „Zupfgeigenhansel“, und ich las Tiergeschichten von Hermann Löns oder Gedichte von Walter Flex vor. Klar, dass die Flaggenparade, der Propagandamarsch, mit der Bandsknechtstrommel voran, eine Rolle spielte. Wir sangen: „Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not, mit der Fahne der Zukunft für Freiheit und Brot.“ Über den Text dachten die 12 bis 14jährigen nicht nach. Die Hauptrolle spielte der Sport. Handball spielten wir bis zum „Geht nicht mehr!“

Den Eltern gefiel es wenn ihre Jungen straff und geordnet marschierten und ihre Lieder schmetterten. War doch diese Zeit mit großer Hoffnung erfüllt. Nach den Jahren der Arbeitslosigkeit, die die Granschützer Väter besonders hart getroffen hatte, schien die Zukunft gesichert, und der Jugend winkte offenbar ein schöneres Leben. Lernte sie doch statt Zwietracht, Straßenkämpfen und Schlangestehen am Arbeitsamt Kameradschaft und Solidarität, statt Hass Freude. Wer ahnte damals, dass gerade diese Jugend so schmachlich missbraucht und abgeschlachtet wurde!

Den Höhepunkt unseres Pimpfenlebens bildete im Sommer ein Zeltlager am See, das ich als einziger Erwachsener für 500 Pimpfe zu organisieren und zu leiten hatte. Da traten neue Aufgaben an mich heran. Da kam ein Junge mit blutender Stirn; beim Arzt stellte sich die „Verwundung“ als kleine Schramme heraus, doch der Arzt legte einen Riesenverband an, so dass der Eindruck bei den Kameraden gewaltig und ihre Fürsorge um den „Schwerverwundeten“ rührend war. Ein anderer hatte seit Tagen keinen Stuhlgang mehr gehabt. Was tun? – Ich „Medizinmann“ gab, ihm einen Esslöffel Hoffmannstropfen, und mein Pimpf kam drei Tage nicht von der Latrine herunter. An. einem Abend veranstalteten wir

einen Lagerzirkus, bei dem sich die „Löwen“ durch Riesengebrüll auszeichneten und Reiterkämpfe und römisches Wagenrennen eine besondere Attraktion darstellten.

Am Ende der drei Wochen war ich geschafft. Zur Belohnung durfte ich einen Tag lang zur Olympiade nach Berlin fahren und wurde überwältigt von der Selbstdarstellung der Nazi in Bauten, Fahنشmuck und Zeremonien.



Olympiade in Berlin 1936

**Hitler genoss weltweit nicht nur
Anerkennung sondern vielfach sogar
Bewunderung.**

Mit der BDM-Führerin (Bund deutscher Mädels) Ilse verbanden mich nicht nur gemeinsame Führungsaufgaben, sondern sehr bald auch zarte Bande. Als wir traut und Hand in Hand unter einer Birke am See saßen, holte der Bürgermeister meine Pimpfe und stimmte mit ihnen an: „Am Holderstrauch, da blühte einst mein Glück " Es hat nicht lange geblüht. Als ich im Herbst zu den Soldaten, kam und erst nach einem Vierteljahr auf Urlaub kam, war schon viel erkaltet. Zwei Jahr Soldatenzeit hat die Liebe nicht überstanden.

In der Schule merkte ich, dass es noch ein weiter Weg bis zum Schul-Meister war. Auf der Hochschule hatten wir nicht viel methodische Fertigkeit mitbekommen. Aber mit der Zeit gewann ich doch ein gewisses Unterrichtsgeschick, vor allem ein gutes Vertrauensverhältnis zu meinen Schülern. Als freilich am Montag nach einer durchtanzten Nacht der Schulrat meinem Unterricht beiwohnte, meinte er: „Na, mein junger Freund, bei der zweiten Lehrerprüfung würden sie wohl nicht damit durchkommen!“ Aber bis dahin war eine lange Zeit! Zunächst wurde ich im Herbst 1936 zu den Soldaten ausgehoben, und schied teils mit Stolz, teils mit gespannter Erwartung, teils traurig, diese schöne Lehrerstelle verlassen zu müssen, von Kollegen, Schülern , Pimpfen von Ilse und den andern lieben Mädchen.

Aktive Soldatenzeit

Alles kann ich den Herren Unteroffizieren und Offizieren der 2.Kompaniejachrichten-Abteilung 14 in Leipzig, verzeihen, nur nicht, dass sie uns gleich am ersten Tag unserer Rekrutenzeit die Haare vollkommen abschneiden ließen, dass wir mit einer leuchtenden Glatze umherliefen. Das empfand ich als Entwürdigung und Demütigung, die

meiner Auffassung von Erziehung und Wehrtüchtigung in keiner Weise entsprach. Wahrscheinlich wollte man unser Selbstwertgefühl vernichten, um einen willfährigen Gehorsam zu erzwingen. Das mochte bei Friedrich Wilhelm I. noch angebracht sein, aber nicht bei Menschen, die, wie ich, gern und voller Idealismus Soldat wurden.

Als wir uns im Speisesaal mit unsern Glatzen wiedersahen, wussten wir nicht, ob wir lachen oder weinen sollten. Allerdings fiel es mir dann nicht schwer, das nächste Vierteljahr nur in der Kaserne verbringen zu müssen. Mit dieser, Glatze konnte ich mich doch nicht Ilse vorstellen!

Unschön war die Brüllerei der Unteroffiziere, die auch nicht mit Schimpfworten sparten. „Sie „Brummer!“ war die übliche Anrede. Nicht leicht ist mir der Innendienst mit Bettenbau, Spindordnung, Revierreinigen und dergleichen gefallen. Man lernte aber, sich geschickt aus der Affäre zu ziehen. So hatte ich drei Kämme. Den einen, den ich benutzte, versteckte ich unauffindbar; einen zweiten, nie benutzten versteckte ich auch, und einen dritten, auch nie benutzten, legte ich an Ort und Stelle. Wenn nun der Spieß oder ein Unteroffizier bei dem Spindappell sagte: „Zeigen Sie mir mal den Kamm, den Sie benutzen“, dann holte ich den zweiten vor. Als wir unseren ersten Kleiderappell hatten, kam ich mit allen Sachen durch, außer mit dem Koppel. Koppelputz aber war das Steckenpferd unseres Hauptwachtmeisters, auch Spieß oder Mutter der Kompanie genannt. Das Koppel musste wie ein Lackkoppel aussehen. Zu diesem Zweck verrieben wir mit einem Wasserglas Schuhcreme und Spucke stundenlang auf dem Leder, bis es wie lackiert aussah. Nun war mein Koppel aber sehr weich, und der „Lack“ brach nach kurzer Zeit.

Alle waren mit irgendwelchen Ausrüstungsstücken aufgefallen, mussten in der Mittagspause nachexerzieren, was einem Hetzen gleichkam, bei dem einem die Zunge heraushing. Nur Herbert Thalheim, der Putzer des Zugwachtmeisters war nicht aufgefallen. Es glückte mir, Herbert zu überreden, sein Koppel zu leihen. Glücklicherweise hatten wir zu dieser Zeit noch nicht Namenschilder in der Ausrüstung und in den Bekleidungsstücken. Als wir nun mit unseren Schemeln und den daraufliegenden „Corpus delikti“ auf dem Kasernenhof angetreten waren, ging der Korporalschaftsgefreite noch einmal durch und meinte zu mir: „Na, Hoppe Ihren Kälberstrick brauche ich gar nicht anzusehen; damit platzen Sie doch wieder auf!“ Als aber der Spieß bei der Durchsicht sagte: „Das ist ja tadellos! Sehen Sie, Sie können das schon! Gut, machen Sie weiter so!“, waren alle platt. Nach seinem Weggang stürzten Wachtmeister und alle Unteroffiziere auf mich zu, um das Geheimnis des Wunders zu ergründen. Schließlich musste ich die Wahrheit gestehen. Antwort: allgemeines Grinsen! Der größte Schleifer von Unteroffizier grinste mir zu: „Aber pffiffig muss man sein, gelle!“ Damit, hatte ich das Fundament für mein gutes Ansehen geschaffen.

Große Sorge bereitete mir auch mein Gewehr. Die Holzteile mit Schaft mussten poliert sein. Mit Gewehröl auf dem Daumenballen rieben wir daraufrum, bis der Ballen Brandblasen zeigte. Doch mein elender Prügel blieb rau, obwohl ich mir sogar Firnis schicken ließ und die doppelte Zeit rieb. Vor dem großen Waffenappell bedauerten mich alle. Als ich aber mein Gewehr dem Waffenmeister vorzeigte, meinte der zu unserem Kompaniechef: „Sehen Sie Herr Major, das ist eins von den schauderhaften bayrischen Gewehren mit den rauhen Schäften. Aber der Mann hat es vorbildlich bearbeitet“ Da schwoll mir die Brust, und der Stein plumpste hörbar vom Herzen. Denn das Gewehr ist die Braut des Soldaten, etwas, was er heilighalten muss. Wenn der Appell schief gegangen wäre hätte ich manchen Sonntag Feuerwache schieben, müssen.

So ein Soldatenleben unterschied sich damals grundlegend vom normalen Bürgerleben, wahrscheinlich auch vom Soldaten unserer Zeit; denn die sind ja heute „Bürger in Uniform“ und wollen ganz anders angefasst werden als man uns damals drillte. Ein Tag in der Rekrutenzeit – so heißt die Lehrzeit bis zur Besichtigung – begann 4.45 Uhr. Mit dem Ruf „Aufstehen!“ weckte uns der UvD (Unteroffizier vom Dienst) Tote. Gleich darauf hieß es „Kaffeeholer raus!“ Ein ungeheures Getöse eisenbeschlagener Schuhe auf den Steinfliesen. Das Klappern der riesigen Kannen und das Gebrüll aller möglichen Unteroffiziere machten schnell munter, das eiskalte Wasser im Waschraum tat ein Übriges. Bettenbau, Stubereinigen und Spindeinräumen wurde im Laufschrift bewältigt. Wie gut, dass wir uns nicht zu kämmen brauchten! Dann kamen Befehlsausgabe, Revierreinigen, Hören und Geben mit dem Kopfhörer und der Morsetaste, dann sausten wir zum ersten Mal Umziehen. Fast zu jedem Dienst wurde eine andere Uniform angezogen. Wenn noch etwas Zeit war, schluckten wir ein paar Bissen runter und tranken das kaffeeartige Getränk, „Negerschweiß“ genannt. Dann wurde bis Mittag exerziert und Schießdienst gemacht. Das war meist recht stumpfsinnig, machte aber keine Schwierigkeiten. Nur das Üben von Hinlegen und der Erziermarsch waren anstrengend und unbequem. Oft bluteten Knie und Ellbogen. Kamen wir dann mittags in die Stube, war man glücklich, wenn der UvD nicht das Bett eingerissen hatte. Wüst war es, wenn einer vergessen hatte, den Spind abzuschließen. Dann lagen sämtliche Sachen verstreut in der Stube. Hatte gar der Stubendienst vergessen, den Stubenschlüssel beim UvD abzugeben, lagen Bettzeug und Strohsäcke auf dem Flur.

Das Mittagbrot, Fleisch, Kartoffeln, Soße wurde aus einem unförmigen Steinguttopf runtergeschlungen, und wer Pech hatte, musste noch eine halbe Stunde lang beim Küchenbullen aufwaschen und abtrocknen.

Die übrigen versuchten Stiefel und Exerziernitur vom Dreck des Kasernenhofes, den wir mit unserer Körperlänge, durchmessen hatten, zu befreien. Denn das war doch klar: Wehe, wenn einer beim Hinwerfen einer Pfütze zu umgehen suchte. Mittenrein gehörte der „Brummer“.

Nachmittags, beim Offiziersunterricht, beim Chiffrierdienst oder beim Üben an den Funkgeräten, gab's dann den großen Kampf gegen die Müdigkeit. Vieles mussten wir auswendig lernen: die Pflichten des deutschen Soldaten, den Notwehrbegriff, aber auch beim Schießdienst die Schießtechnik: „Der Kolbenhals wird mit der rechten Hand saugend, schraubend so weit vorn umfasst, dass der ausgestreckte Zeigefinger an die innere, untere Kante des Abzugsbügels zu liegen kommt“ usw. Schießen lernten wir dadurch nicht besser, aber das Gedächtnis schrumpfte wenigstens nicht ganz ein.

Von fünf bis sechs gab's Unteroffiziersunterricht mit „hochinteressanten Themen“. Beim Thema „Gesundheitspflege“ haben wir ein Problem nie richtig gelöst: Soll der Soldat sich erst die Zähne putzen und dann waschen oder umgekehrt? Meine Ansicht, daß das Wurst wäre, drang nicht durch.

Dann wurden die Gewehre gereinigt, und zum Schluss stand die Putz- und Flickstunde auf dem Plan. Schnell wurde das Abendbrot runtergeschlungen, und die Stube gereinigt. Zweimal in der Woche zogen wir mit Stahlspähnen unsern Parkettboden ab, bohnerten mit gemeinsamem gekauften Bohnerbesen und -wachs, bis wir uns im Parkett spiegeln konnten, rasten in den Waschraum, wo die Füße gewaschen werden mussten, und 10 vor 9 klingelte der UvD zur Stubenabnahme. Wenn wir Glück hatten als Anfangsstube unseres Flurs, sah sich der UvD

den Fußboden an und mit einem „Die Stube ist in Ordnung!“ ließ er uns in die Betten springen. Man konnte aber auch noch um 11 Uhr vor seinem Spind stehen und auf den UvD warten. Kam dann der „Richtige“, hieß es: „Spinde auf! Erstes Paar Stiefel, zweites Paar, Exerziernitur, Wachgarnitur, Zahnbürste, Dienstmütze Rasierapparat!“ Alles wurde überprüft. Die Ärmel der Röcke wurden zusammengeschlagen, der Uffz. klopfte drauf und rief: „Sehen Sie mich noch?“ Meist war aber der draufgebürstete Kaffee noch nicht ganz eingetrocknet, und es gab keinen Staub.

Man mag über all das denken, was man will. Wir haben aber gelernt, Sauberkeit und Ordnung zu schätzen und uns flink zu bewegen. Und wir lernten manches runterzuschlucken, wogegen wir innerlich revoltierten. Schon in dieser Hinsicht war die Soldatenzeit eine gute Lebensschule. Mehr noch lernten wir, füreinander dazu sein. Bei den Anforderungen ist einer auf den andern angewiesen, und man lernt sich gegenseitig zu helfen, kurz Kamerad zu sein. Freilich war ja auch ein bisschen Schwindelei mit dabei. Das Beispiel mit meinem Koppel zeigt es.

Dabei fällt mir noch ein Beispiel ein: Am Ende des Schießdienstes mussten wir Gewehrübungen machen. Dann standen wir vor Wachtmeister Siano (2,07 m groß und breit wie ein Kleiderschrank) mit 3 Schritt Abstand und Zwischenraum und mussten 200- bis 300-mal das Gewehr als Hantel bewegen. „Das Streichholz wiegt bloß 9½ Pfund. Damit spielt meine Großmutter beim Schlafengehen, und die hat schon den zweiten Schlaganfall gehabt,“ sagte er. Es begann mit Armbeugen und Strecken. Dann musste eine Hand loslassen, die andere Hand musste Achten schlagen. Dann hieß es: „Gewehr senkrecht halten! Links seitwärts führt, rechts seitwärts führt!“ usw.

Ich war ein guter Sportler und war einer der letzten, die das noch einigermaßen korrekt ausführen konnten, aber die Zähne musste auch ich zusammenbeißen. Da geschieht einmal folgendes: Plötzlich stürzt Uffz. Ackermann, der aus einem Nachbarort von Obernessa stammt, auf mich zu: „Hoppe, Sie nasser Sack! Wollen Sie das Gewehr gefälligst senkrecht halten! So wird's gemacht!“ Dabei hält er mein Gewehr senkrecht und flüstert: Lass bisschen los und ruh dich aus! Ich halte solange! Laut aber schimpft er: „Der Schulmeister weiß noch nicht mal, was senkrecht ist!“ Ich habe ihn gern schimpfen und mein Gewehr halten lassen.

Unser Rekrutenleutnant, Mau konnte uns gehörig schleifen. Er konnte uns aber auch mit ein paar Worten aufrichten und begeistern, dass wir für ihn durchs Feuer gehen konnten. Ich selbst habe manches mit seinen Augen betrachtet, all den Drill und das Hetzen, als Erziehung zur Widerstandsfähigkeit, zum Kampf gegen den inneren Schweinehund gegen Trägheit und Energiemangel, als Training zum Ertragen von Unbill und Strapazen. Wir lernten Zähne zusammenzubeißen und Selbstbeherrschung zu üben.

Und das hat mir im Leben geholfen.

Freilich wären die Schimpfworte der Uffz. und ihre Beleidigungen nicht notwendig gewesen. Ich habe daraus gelernt und später als Vorgesetzter mich bemüht, die Würde meiner Untergebenen zu achten, sie korrekt zu behandeln und in ihnen den Kameraden zu sehen,

Als wir zum ersten Mal auf Urlaub waren und von den Zivilisten mit Hochachtung behandelt wurden, wurden wir stolz, Soldat zu sein. Jeder alte Krieger, der selbst einmal Soldat gewesen war, wusste uns zu schätzen. Unser Selbstwertgefühl wuchs. Und wir sahen, in jedem, der den grauen Rock trug, den Kameraden, Kampf- und Schicksalsgenossen. Die Soldatenzeit schweißt zusammen. Ich bedauere jeden, der das Kameradschaftserlebnis nicht gehabt.

Aber auf diesem Urlaub ging auch jemand meinethalben in die Knie. In Weißenfels hatte mein Zug Aufenthalt, und ich bat eine in der Judenstraße zufällig aus dem WMF-Geschäft rauskommende Kollegin meines damaligen Schatzes Ilse, sie rauszuschicken. Ilse strahlte mich an und soll drinnen gesagt haben: "0, mein Schatz hat aber eine schicke Uniform!" Eine halbe Stunde später landete

wir im Café Thörmer, und als ich die Mütze absetzte, sank das Mädchen totenbleich auf den Stuhl und schnappte nach Luft. Wo waren die schönen Naturwellen geblieben, in die man so gern mit der Hand hineinfuhr?

Beim zweiten Urlaub konnte ich schon einen Scheitel ziehen, und dann leuchtete mein Schopf in alter Schönheit.

Ich habe mir später, als das Leben unter Kameraden einen Glorienschein bekam und ich in meiner Schulstube ganz auf mich selbst gestellt war, warum wir trotz der Kameradschaft so sehnsüchtig das Ende der Soldatenzeit herbeisehnten. Es war wohl eine gewisse Eintönigkeit des Dienstes, die uns anödete. Aber manche hassten geradezu das Soldatenleben. Ich glaube nicht, dass das am Drill, an der körperlichen und geistigen Anstrengung, die gerade von uns Funkern oft gefordert wurde, auch nicht an dem Eingesperrtsein in der Kaserne lag. Es war wohl mehr der Kommißton die Schimpfworte und Brüllereien, mit denen die Vorgesetzten ihre Macht beweisen wollten, die uns teilweise schikanierten und uns manchmal entwürdigend behandelten. Mit der Zeit legte ich mir zwar eindickes Fell zu und sagte mir, wenn einer mich anbrüllte: „Mensch, wie siehst du aus, wenn du nackt dastehst! Auch nicht besser als ich!“ Ich meine, es fehlte im deutschen Heer echte Menschenführung. Ein bisschen pädagogisches Grundwissen hätte Offizieren und Unteroffizieren gut getan. Wir waren nicht mehr die Soldaten von 1740!

Auch bei den Offizieren gab es wenige, die mit naturgegebenem Geschick ausbildeten und auch mal zu begeistern wussten. Leutnant Mau war so einer. Dafür war der Kompaniechef, den wir vor der Besichtigung bekamen, Oberleutnant M., ein typischer Kommißkopf, für den der Soldat nur ein Stück Menschenmaterial war. Ich habe es ein einziges Mal erlebt, dass ein Offizier auf unsere Stube kam und sich im kameradschaftlichen Gespräch mit uns einließ. Das war im 2. Dienstjahr. Umso erstaunlicher ist, dass ich noch gern an meine Soldatenzeit zurückdenke.

Vielleicht weil ich, da ich lernte Widerstände zu überwinden, den inneren Schweinehund zu besiegen und etwas zu leisten, weil ich dadurch an Selbstbewusstsein gewann und nicht gewillt war, mich durch irgend etwas unterkriegen zu lassen.

Im 2. Dienstjahr wurde ich nach Halle zur Nachrichten-Lehr- und Versuchsabteilung versetzt. Hatte ich nun gehofft, den „alten Knochen“ spielen zu können, wurde ich eines andern belehrt.

Wieder wurden wir wie die Rekruten gedrillt, und ausgerechnet den größten Schleifer der Kompanie hatten wir als Korporalschaftsführer. Wieder hing uns die Zunge zum Halse raus. Darum hatte ich gar keine Lust, mich zum Reserveoffiziers-Lehrgang zu melden. Als ich meine Meldung zurückziehen wollte – immerhin meldeten sich 30 Abiturienten - , machte mich der Kompaniechef zur Sau: „Hoppe, dass gerade Sie nicht mitmachen wollen! Sind Sie feige?“ Da machte ich mit. Zwei Schleifkurse von je vier Wochen holten das letzte aus uns heraus. Wenn sonntags Kameraden zur Freundin oder zum Bier gingen, durchmaßten wir auf dem Bauch den Kasernenhof. Als aber beim 2. Kursus der Oberleutnant beim Exerzieren eine Prüfung veranstaltete, wobei wir alle Übungen des Exerzierreglements vorführen mussten, und er alle anderen abkanzelte, weil sie zu lahm seien, holte er mich vor die Front, und ich musste

alles nochmal vorführen. Dann sagte er: „So muss es aussehen! Das ist ein Mann, der zwei Jahr schwer an sich gearbeitet hat.“ Da habe ich doch innerlich Genugtuung empfunden. Von 38 wurden Kamerad Hansen und ich Offiziersanwärter.

Im letzten Vierteljahr absolvierten wir auf der Heeres-Nachrichten-Schule einen Offiziersanwärter-Lehrgang, jetzt schon zum Unteroffizier befördert. Hier ging es schon gesitteter zu. Wir lernten etwas Waffenlehre und Taktik und aßen im Offz.-Kasino zu Mittag. Wehe, wer da die Fleischklößchen mit dem Messer schnitt! Mit dem konnte man keinen Krieg gewinnen!

Am 30.10.1938 feierte „Reserve RUH““. Ich schied als Wachtmeister aus, froh, mich endlich meinem Beruf widmen zu können, aber auch ein wenig traurig, von den lieb gewordenen Kameraden scheiden zu müssen. Auch ein wenig traurig, den grauen Rock, der damals in unserm Volk soviel galt, nicht mehr tragen zu dürfen. Wenn ich geahnt hätte, wie bald ich wieder hineinschlüpfen, musste!

Naundorf

Östlich der Deubener Schwelerei und Brikettfabrik, am Rande des damals größten deutschen Braunkohletagebaus, liegt Naundorf, mein neuer Wirkungsort. Es war eins der dreckigsten „Grubennester“, die ich kenne. Ununterbrochen hörte man das Kreischen und Quietschen der Abraum- und Kohlezüge, das Schürfen und Tuckern der Bagger und Absetzer, und in der Luft schwebten ständig Kohlestaub und Ruß, so dass der weiße Kragen, den man früh umlegte, mittags ziemlich „dunkelweiß“ aussah. Aber es war ein recht lebendiges Dorf. Die Kinder waren sehr anhänglich, wenn anfangs auch etwas verwildert; ich habe sie schnell überzeugt, wer Reiter und wer Pferd war. Mit den Jungen trieb ich jeden Nachmittag Sport und sah auf dem Heimweg genau so schwarz aus wie sie.

Einem Anschlag unseres Hauptlehrertöchterleins entging ich mit knapper Not und Mühe. Dafür verführte mich Hannchen, eine Verkäuferin bei Erich Dorn in Nessa. Wir waren zusammengekommen, als es sich herausstellte, dass sie aus Hirschberg stammte und wir gemeinsame Bekannte hatten. Wir unternahmen herrliche Ausflüge nach Freiburg an der Unstrut, nach Kösen und auf die Rudelsburg. Herrlich waren auch die Mondscheinpartien auf den Nessaer Wiesen. Schülerzeit, Studenten- und Soldatenzeit mussten vergehen, ehe ich in die tieferen Geheimnisse der menschlichen Beziehungen eingeweiht wurde. Die Lehrzeit bei Hannchen war nicht so hart wie die Soldatenzeit, hat mir ebenso Selbstbewusstsein vermittelt. Dem Spätentwickelten, der Klassenschnecke!

In Naundorf wurde ich erstmalig mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung konfrontiert. Nach der Ermordung des deutschen Gesandtschaftsattaschees von Rath in Paris durch einen polnischen Juden, und der „Reichskristallnacht“, von der wir auf unserm Dorf nichts erlebten, wurden wir Lehrer vom n. s. Lehrerbund aufgefordert, den Religionsunterricht niederzulegen, da Jesus ein Jude gewesen war. Das lehnten ein Kollege und ich ab, worauf der Schulleiter Schlimmes für unser Fortkommen befürchtete. Uns ist aber nichts geschehen. Allerdings mussten wir auf eine ministerielle Anordnung hin den Religionsunterricht den Pfarrern überlassen. Ich bin zwar kein guter Kirchenchrist gewesen, mir ist aber Christi Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ wichtig genug, an die Jugend weitergegeben zu werden. Kurz vor den Sommerferien wurde ich ganz plötzlich nach Wittgendorf, Kreis Zeitz versetzt.



Die Reichskristallnacht war keine Reaktion auf die Ermordung des deutschen Gesandtschaftsattachees in Berlin, wie die Nationalsozialisten behaupteten, sondern eine schon längst geplante Aktion. Das beweisen die „Probeläufe“ für die Reichspogromnacht in einigen Orten schon einen und zwei Tage früher, als der Gesandtschaftsattachee noch gar nicht ermordet war.

Ende Teil 1